Theologischer Verein

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 23 Leipzig, den 2. Juni 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Pfingsttag. Sonettenkranz 3 — Pfingsten — Herzensfrühling — Eine praktische Ethik — Das Gemeindehaus — Johann Salomo Semler, ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert: 3 — The History of David Grieve: 1 — Verschiedenes: Aus Württemberg. Der Fall Schrempf; Eine lebendige Gemeinde; Arzt und Seelsorger; Die Diätetik des Geistes; Marksteine, Geschichte des Rauhen Hauses — Quittung — Anzeigen

Pfingsttag

Sonettenkranz 3*)

O heilger Tag, einmütiglich beisammen,
Ein Herz und eine Seele, sind die Brüder
Der ersten Zeit — da fährt der Geist hernieder
In Sturmesbrausen und in Feuerflammen.

„Sie sind voll süßen Weins!“ — so muß verdammen
Die Welt der Herzen Gluten immer wieder;
Die des erhöhten Herrn lebendge Glieder —
Wir wissens, daß sie reinem Geist entstammen.

Ist nicht der Glaube heut noch im Geringsten
Die Lebensmacht, die große Wunder schafft,
Enthüllt sich uns die That der ersten Pfingsten

Nicht als Beweis des Geistes und der Kraft,
Wenn wir auch heute die Erfahrung machen:
Der Geist des Herrn ist mächtig in den Schwachen?!

Livland 1881 Karl Hunnius.

Pfingsten — Herzensfrühling

Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.
2. Kor. 5, 17

Es giebt einen Frühling im Jahre, der lacht uns jetzt durch die weit geöffneten Fenster. Finkenschlag und Nachtigallensang erfreut das Herz, in junger Pracht steht Feld und Wald, da dehnt sich die Brust, das Herz wird weit und die Sehnsucht groß, es thut den Menschenkindern wohl, in diesem Frühling zu leben.

Es giebt einen Frühling im Leben, das ist die Jugendzeit mit ihrer Lust. Freude und Liebe begegnen sich. Es ist uns, als stünde uns die ganze Welt offen, als sproßten überall neue Knospen und neue Blüten. Das macht auch die hoffnungsmüden, alten Herzen wieder warm, in diesen Jugendfrühling hineinzuschauen und von ihm glauben zu lernen.

Es giebt einen Frühling im Herzen. Der ist schöner wie der Frühling im Jahre und macht fröhlicher wie der Frühling im Leben. Da ists ebenso warm wie in der Maienzeit und ebenso wonnig wie in der Jugend. Und ists der rechte Herzensfrühling, dann ists zugleich ein Gottesfrühling; der bleibt, wenn sonst alle Frühlingslust vergeht und alle frischen Blumen welken. Da mögen die Haare grau und die Augen matt werden, ein rechtes Christenherz bleibt ewig jung, weil die Ewigkeit es jung erhält; das fragt wenig danach, ob es draußen blüht oder welkt, ob es im Leben Herbst oder gar Winter werden will; das hat seinen Frühling drinnen, wo es mit seinem alten, ewig jungen Gott eins geworden ist. O, wer den Herzensfrühling hätte, der wäre der glücklichste, seligste Mensch auf Erden!

Pfingsten ist das Fest dieses Herzensfrühlings. Denn was tot war, wird lebendig. Das ist Frühlingsart, da wacht alles wieder auf, die Wiesen und die Blumen und die Bäume und die Menschen, ein neues Leben hält seinen Einzug. Wenn wir uns die Pfingsterzählung vergegenwärtigen, wäre es da anders? Da ist das verzagte Häuflein derer beisammen, die an den Heiland glauben, der nun von ihnen gegangen ist; trotz allem, was sie erlebten, sind ihre Herzen betrübt, ihre Augen gehalten. Es ist, als wäre das Gotteswort in ihnen erstorben. Aber Gottes Wort kann nicht sterben. Schon hat Gottes Geist auch in der Jünger Herzen eine neue Bahn gebrochen. Er giebt ihnen neues Leben, er nimmt alle Traurigkeit und Verzagtheit von ihnen, nun sind sie froh, nun sind sie stark, nun ists Frühling geworden in ihren Herzen.

In allen Christenherzen will Pfingsten neues Leben schaffen. Gottes Geist ist Lebenskraft, so erzählt uns Gottes Wort von der ersten Schöpfung, so ists auch bei der Neuschöpfung in Christo. Denn Gott schafft in uns den Glauben. Glauben ist ein neues Leben. Das bricht sich durch wie der Frühling trotz allen Winterstürmen.

Hab lang gerungen,
Den tiefen Schmerz
Hinabgeschlungen
Ins stille Herz . . . .

Bis ich den Jammer
Nicht länger trug,
Und Gottes Hammer
Mein Herz zerschlug.

Da hat die Rinde
So dumpf gekracht,
Wie Eis im Winde
Der Frühlingsnacht

Was lang verhalten,
Dringt nun hervor,
Aus tiefen Spalten
Steigts warm empor. (Gerok)

Wo der Glaube erwacht, wirds Frühling im Herzen.

Kein Leben ohne Atmen. Das Atmen des Christentums ist das Beten, das sicherste Zeichen beginnenden Christenlebens. Von dem Saulus, der ein Paulus geworden, heißt es: Siehe, er betet (Apostg. 9, 11). Noch heute sagen die Heiden von einem Neubekehrten nichts andres. Gottes Geist wirkt in uns das Atmen des neuen Lebens, er lehrt recht beten.

Wo Leben ist, ist Wärme. Gottes Geist macht das Herz warm, er verknüpft durch herzerwärmende Liebe. Diese Liebe hört nimmer auf, darum hört auch der Herzensfrühling nimmer auf, der Herzensfrühling ist eben auch ein Liebesfrühling. Wo der Geist des Gebetes, der Geist der Liebe in einem Herzen eingezogen ist, da ist, was tot war, lebendig geworden.

*) Vergl. Nr. 52 des vorigen und Nr. 16 des laufenden Jahrgangs.

Leben heißt auch Hoffen. Auch das Frühlingsleben ist ein Leben in der Hoffnung, darum werden Christen nicht alt, weil sie nicht aufhören zu hoffen. Denn Gottes Geist giebt uns die Gewißheit der Gemeinschaft mit unserm Heilande, in ihm können wir hoffen. Wo andre alles verloren geben, wir hoffen; wir hoffen für unser Volk auch in seinen größten Nöten. Wo unser eigner Verstand sagt, es geht zu Ende, weiß der Glaube es besser: „Es muß doch Frühling bleiben," so lehrt er hoffen.

Was wäre das Leben ohne Lust am Leben! Hier ist nicht Fleisch und Bein, nicht Welt, nicht Mensch, nicht Staub, nicht Asche. Hier ist Gottes Geist, darum freuen wir uns zu leben. Der Geist macht lebendig (2. Kor. 3, 6), denn der Geist ist Leben (Röm. 8, 10). Wir beten, lieben, hoffen: das ist der Frühling in unserm Herzen, das ist unsre Pfingstfreude.

Noch ein andres Wunder bringt uns der Frühling. Im Frühling erwachen die Töne. Im Winter schweigt alles. Stumm und kalt gehören zusammen und ebenso warm und fröhlich. Im Frühling singen die Vögel am schönsten, auch die Menschenherzen möchten jauchzen. Im Lebensfrühling erwachen die Lieder, Jugendlust kann und darf nicht stille sein. Sollte allein der Herzensfrühling des Pfingstfestes schweigen?

Das ist das Wunderbare an der Pfingstgeschichte, daß die Apostel reden. Sie waren doch schon öfter einmütig bei einander gewesen, und doch hatte keiner von ihnen jemals gewagt, von Christo öffentlich zu zeugen. Woher kam ihnen jetzt der Mut dazu? Mit einemmale war es bei ihnen Frühling geworden, nun mußten sie reden. Ist es bei uns Pfingsten geworden, so müssen wir zeugen; wir können gar nicht schweigen. Wer wollte dem Frühling gebieten, daß er nicht jauchze? „O daß ich tausend Zungen hätte," könnte ein Pfingstlied sein. Unsre Freude kann nicht schweigen, und unsre Liebe erst recht nicht. So lange ein Christ nicht zeugen kann, ist der Herzensfrühling bei ihm noch nicht zum Durchbruch gekommen. Alle Christen sind nicht allein Priester, sondern auch Propheten, das hat schon Joel geweissagt. Gottes Geist muß Begeistrung schaffen, von einer stillen, stummen Begeistrung habe ich selten etwas vernommen. Nur weil Gottes Geist in uns noch nicht lebendig genug ist, wagen wir dem zu widersprechen. Die Fischer vom See Genezaret sollten unsre gebildete Welt beschämen. Wir sind für unsern Christenglauben noch lange nicht warm genug geworden, sonst würden wir ganz anders zeugen. Könnten wir doch mit dem Apostel rühmen: Dieweil wir aber denselben Geist des Glaubens haben, so glauben wir auch, darum so reden wir auch! (2. Kor. 4, 13.)

Aber wo solch ein echter Gottesfrühling über ein Herz kommt, da drängt sich nicht nur das helle und gewisse Zeugnis über die Lippen, da keimen und schwellen auch unter den Worten die Thaten, unter den Blüten die Früchte. Darum ist unsre Pfingstfreude doppelt groß, weil sie mit der Blütenpracht des Frühlings den Erntereichtum gereiften Christenlebens verbindet. So war es freilich noch nicht am ersten Pfingstfeste: was damals der Jüngergemeinde ward, war nur eine gewisse Freudigkeit für die Zukunft, ein Freibrief gottgewollten Wirkens und reichen Gewinnens; bei uns sollte sich am Pfingstfest mit dem freudigen Ausblick in die Zukunft das sieghafte Zeugnis gegenwärtigen Heilsbesitzes und der dankbare Rückblick auf die Spuren des Geistes Gottes im eignen Herzen und in der ganzen Volksseele verbinden. Das ist ein reicher Frühling, der eine reiche Ernte hoffen läßt. Das ist der schönste Lebensfrühling, wo zarte Anfänge eine reiche Lebensernte erwarten lassen. Darum ist der rechte Herzensfrühling so über alles reich, weil er Blüten und Früchte zusammen zeitigt. Können wir das von uns sagen? Schenke Gott uns allen solch ein Pfingsten, das alle Kräfte in uns lebendig macht, das Zeugen des Evangeliums unter uns schafft und viel Früchte keimen läßt, die in das ewige Leben reifen. Schenke Gott unserm deutschen Christenvolke, unsrer Kirche solch ein Pfingsten! Wahrlich, wir können es brauchen!

O B—r

Eine praktische Ethik

Wenn wir fragen: Wie kommt es, daß das Evangelium mit all seinen Kräften der Begeisterung und der Erquickung einem großen Teile unsers Volkes immer fremder wird, daß vor allem die geistig führenden Kreise immer mehr die innere Fühlung mit ihm verlieren? — so müssen wir antworten: Zu einem Teile liegt dies an der Art seiner Verkündigung in Predigt und Unterricht. Damit ist kein Vorwurf gegen Personen ausgesprochen, sondern gegen ein System, ein System, das allerdings auch bereits von vielen als verkehrt erkannt und verlassen wird.

Fassen wir einige Merkmale der — kurz gesagt — veralteten Predigtweise zusammen: Es wird Christus gepredigt, aber nicht nach der Seite seiner jeden Menschen packenden, begeisternden schlichten Größe, die zur Mitarbeit ruft und die Seele zugleich beugt und reinigt und stählt, sondern vielmehr nach der Seite hin, wo er ein Geheimnis ist, wo der Zweifel einsetzt, wo er jedem Menschen, besonders dem modernen fremdartig ist.

Es wird von der Sünde gepredigt, aber zu allgemein von der Sünde; ihre Größe, ihre Macht und ihre Schuld wird bezeugt, aber es fehlt an der konkreten Behandlung der Sünden, wie sie in unendlicher Abstufung und Verschiedenheit jeden Menschen anders plagen und von Gott trennen. Immer wieder kommt das Fleisch mit seiner Lust in der Predigt vor, aber die einzelnen seelenzerstörenden und kraftverbrauchenden Fehler: Eitelkeit, Zerfahrenheit, Trägheit im kleinen, Unaufmerksamkeit, Zersplitterung, Oberflächlichkeit, Unwahrhaftigkeit gegen sich und andre, Neid, Weichlichkeit, Genußsucht und wie sie alle heißen, die Seelenkrankheiten — sie kommen nicht zu ihrer Geltung. Und gerade das suchen wir Hörer in der Kirche: wir wollen uns in unsern Sünden strafen lassen, nicht in der allgemeinen Menschheitssünde, an der wir uns ja auch schuldig bekennen, aber ohne dabei die Schmerzen zu empfinden, die uns unsre eignen einzelnen Fehler machen.

Und so wird nun auch die Buße, der Glaube, die Rechtfertigung, die Bekehrung gepredigt als etwas Allgemeines, etwas Typisches. Wie es dem Menschen gehen soll und geht in diesen Erfahrungen, das wird gezeigt. Aber wie ich es anfangen soll, zum Glauben zu kommen, wo die Brücke ist von meinen persönlichen modernen Lebenserfahrungen zur Gotteskindschaft, das wird dem Suchenden sehr häufig nicht klar. Die Welt des christlichen Glaubens und die Empfindungen eines mitten im modernen Getriebe Stehenden sind zwei innerlich verschiedne Gebiete, man kennt nicht die gegenseitigen Anknüpfungspunkte. Mit einem Wort: die alte Art der Predigt, die mehr und mehr einer neuen zu weichen beginnt, verfährt nicht in genügendem Maße psychologisch und pädagogisch. Und es ist eine große Aufgabe, die heute den Predigern des Evangeliums gestellt ist, sie ist um so größer, als es hier ein ganz Neues zu schaffen gilt. Es giebt wenige Vorbilder, und der Schatz der hier in Betracht kommenden Gedanken ist bisher nicht genügend in pädagogische und ethische kleine Münze umgesetzt, wie sie der Berufsprediger bedarf, wenn er der Forderung des Tages genügen soll. In dieser schwierigen Lage müssen wir jeden Bundesgenossen dankbar begrüßen, der uns wirklich hilft. Einen solchen Genossen sehe ich in dem in Nr. 11 kurz besprochenen Buche von Hilty: „Glück."*)

Ich möchte, daß es mir gelänge, den Lesern der Christlichen Welt ein Bild zu geben von der Bedeutung dieses Buches, das jedem Geistlichen, aber auch jedem ernsten Menschen ein Lebensgefährte zu sein verdient.

Obschon, oder besser wohl, weil der Verfasser kein Theologe (soviel ich weiß: Jurist) ist, besitzt er eine beneidenswerte Freiheit von theologischen Schematen und Begriffen, ein wahrhaft urwüchsiges, zum Teil geniales Schriftverständnis, vor allem aber eine tiefe psychologische und ethische Erfahrung. Eine urgesunde, wahrhaftige, markige sittliche Begeisterung paart sich hier mit strenger, oft rücksichtsloser, oft auch kühler und kluger Selbstzucht. Alles durchzieht aber die Stimmung „einer bestän-

*) Dritte Auflage. Leipzig, Hinrichs, 1892. Geb. 4 Mark.

digen innern Befriedigung und Kraft, die sich in einer bedeutenden Demut und Abwesenheit alles Wohlgefallens an sich selber äußert." Der Verfasser sagt einmal:

Ueberhaupt ist nicht irgend etwas Individuelles die Hauptfrage bei dem Christentum, sondern der Sieg eines geistigen Reiches, das gegründet werden soll; das Glück des Einzelnen erscheint als eine kleine Sache in diesem großen Werk und muß geopfert werden können.... Im Christentum kommt es eigentlich gar nicht auf ein individuelles Glück, ja selbst nicht einmal auf Vervollkommnung in erster Linie an, sondern auf Fruchtbringen, Arbeitsleistung an einem geistigen Reiche, das von dem Reiche dieser Welt und seinen Gütern verschieden ist.

In diesen Worten spricht sich der Standpunkt Hiltys zum Christentum deutlich genug aus. Wie die neuere Theologie, macht auch er den Gedanken des „Reiches Gottes" zum beherrschenden. Ihm ordnet er sogar das Ideal der sittlich-religiösen Vervollkommnung als ein Mittel zum Zweck unter. Dies ist der kurze Ausdruck für eine neue soziale Ethik gegenüber der ältern mehr oder weniger individualistischen. In diesem Gedanken erkennt Hilty mit Recht den durchgreifenden prinzipiellen Unterschied des Christentums vom Stoizismus (auch von jeder Art von Romantik), dessen Grundrichtung er als individualistisch und egoistisch erkennt. Gleichwohl stellt er den für manchen gewiß überraschenden Satz auf, daß „Christentum und Stoizismus die zwei einzigen Lebensanschauungen seien, die dem Ernste des Lebens wirklich entsprächen." „Es giebt nur zwei Methoden, durch die die Selbsterziehung erreicht werden kann, den Stoizismus und das Christentum." Ja er scheut sich sogar nicht, die Frage aufzuwerfen, „ob nicht in einer Lebensperiode der raschen Entwicklung, wo ein eifriges Streben nach allem Großen und Schönen, ja ein gewisser Ehrgeiz ein notwendiger Durchgangspunkt ist, um den Menschen zunächst von dem Versinken in ein bloß materiell tierisches Dasein durch einen kräftigen Anstoß abzulenken, auch heute noch die stoische Philosophie ein wirksameres Erziehungsmittel als die Religion sei." Wie man nun darüber denken möge, sicher ist, daß eine Schrift wie das Enchiridion des Epiktet, von einem ernsten Lehrer erklärt, auf einen jungen Mann erziehlicher wirken muß, als ein dogmatischer, nicht aufs Praktische abzielender Religionsunterricht. Der Jüngling muß den Eindruck haben, daß hier wirkliche „Weisheit" vorliegt, während ihn an der christlichen Dogmatik überwiegend der Eindruck der „Thorheit" (1. Kor. 1) beschäftigen und befremden muß — in einer Zeit des Lebens, wo der Verstand angeregt ist und eine kritische Richtung zu nehmen beginnt. Uebrigens versteht der Verfasser durchaus den tiefen Unterschied zwischen Stoizismus und Christentum zu würdigen. Ja in der Wiedergabe der Schrift des Epiktet sind vielleicht die Anmerkungen, in denen die Begrenztheit des stoischen Standpunktes im Lichte des Christentums nachgewiesen wird, das Beste.

Die Begeisterung des Verfassers für den Stoizismus ist aber für seinen ganzen Standpunkt charakteristisch. Sein ganzes Absehen ist ja darauf gerichtet, die Selbsterziehung zur „Freiheit" und Kraft, zum sittlichen Können psychologisch darzustellen und die einzelnen praktischen Anweisungen hierfür zu geben. Freilich weiß der Verfasser, daß die erste Bedingung des „Glückes" — und das besteht eben in der sittlichen Freiheit des erzogenen Menschen — der feste Glaube an eine sittliche Weltordnung ist. Er weiß also, daß eine Selbsterziehung ohne religiöse Grundlage, ohne Glauben nicht möglich ist. Aber dieser Glaube ist ihm selbst wieder eine Willensthat.

Die Religion befreit (vom Egoismus) durch fremde Kraft, der eine Hingabe des eignen Willens an dieselbe und in höchster Potenz ein Tod des eignen Willens auf Glauben hin vorangehen muß, zu dem den weitaus meisten Menschen aber der Mut und das Vertrauen auf den Erfolg fehlt. Daher sagt das Evangelium: Wenn du glauben könntest, würde dir geholfen. Ein Glaube ohne Willenshingabe ist ganz wertlos für die menschliche Vervollkommnung und läßt den Menschen, wie er natürlich ist. Das, was man mit Recht Glauben nennt, ist ein Geschenk, eine fortwährende Belohnung der Willenstreue. Kein Mensch kann ihn mit aller Anstrengung sich selber geben. Dennoch aber ist jeder Mensch verantwortlich dafür, wenn er ihn nicht hat,... denn er wendet die Mittel dazu nicht an, die in seinem Besitze sind, und will den Preis dafür nicht zahlen. Insofern ist der Glaube doch seine eigne That, und jede aufrichtige Bekehrung beginnt mit einer solchen. Jeder neuen Willensübergabe folgt hingegen von selber, nach einem uns nicht erklärlichen Gesetze unsrer Natur, eine neue, klarere Erkenntnis und Ueberzeugung.

Man kann die Eigenart des wirklichen Glaubens (von einem toten Dogmenglauben ist natürlich überhaupt nicht die Rede) nicht besser schildern, als es in den letzten Sätzen geschehen. Dies geheimnisvolle Erlebnis, das eigne That sein muß, wenn es ernstlich sein soll, und das von uns doch, nachdem wir den großen Entschluß gewagt haben, lediglich als ein Geschenk empfunden wird, wird jeder religiöse Mensch bekennen. Aber mit diesem Geheimnis sind wir überhaupt an die Pforte der tiefsten Welträtsel gelangt. Hilty sagt, nach einem uns unerklärlichen Gesetze unsrer Natur finde diese Wechselwirkung des Willensentschlusses auf die Gesamtüberzeugung und umgekehrt statt. Hier ist nun der Punkt, wo eine noch realistischere und naivere religiöse Ueberzeugung, als sie Hilty hat, einen Schritt weiter geht und sagt: Eben diese Erfahrung zeugt uns für das Eingreifen Gottes in unser geistiges Leben. Wir können keine Erfahrung von Gott machen, ohne daß wir unsern Willen ihm hingeben und uns seinen Einwirkungen öffnen. Aber wenn wir so gläubig empfangend vor ihm stehen, so ist er es eben, der unsre Seele stärkt und stählt, der ihr neue Flügel giebt. Das sind die Erfahrungen, die Paulus als die Wirkungen des heiligen Geistes bezeichnet, die eigentlichen und innerlichsten Erfahrungen, auf die schließlich jeder Glaube an Gott und an eine sittliche Weltordnung zurückführt.

Freilich wirkt hier ein psychologisches Gesetz mit, von dem Hilty einen ausgedehnten und, wie mir scheint, äußerst fruchtbaren Gebrauch macht. Der Aufsatz „Gute Gewohnheiten" beginnt:

Die wichtigste Erfahrung, die jeder nachdenkliche Mensch einmal früher oder später bei seiner Selbsterziehung, wie bei derjenigen andrer macht, ist die, daß jede Handlung, ja man muß weiter gehen und sagen, daß jeder Gedanke schon, wenn er ausgedacht wird, eine Disposition, gleichsam einen materiellen Eindruck hinterläßt, der den nächsten ähnlichen Vorgang erleichtert, den unähnlichen erschwert. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären," wie es der unfehlbare Hauptlohn der guten ist, daß sie gut macht und dadurch einen dauernden Gewinn für den Handelnden hervorbringt.

Diese einfache Beobachtung zur Grundlage der Ethik und Pädagogik zu machen — theoretisch wie praktisch — scheint mir die Aufgabe der Gegenwart zu sein. Wenn nun Hilty „gute Gewohnheiten" als Ziel der Sittlichkeit aufstellt, so hat dies zunächst ja handgreifliche praktische Vorteile, die jedem einleuchten müssen. So ist z. B. das, worauf es im Leben eigentlich ankommt, die Fähigkeit, auch in schwierigen Lagen, wo man keine Zeit zur Ueberlegung, keine Nüchternheit, keine Klarheit hat, da gewissermaßen instinktiv das Gute zu thun. Denn in den meisten entscheidenden Versuchungen und Kämpfen nützen eben die besten Grundsätze nichts, wenn nicht sofort, wie von einer unsichtbaren Feder getrieben, der Wille mit Sicherheit und Kraft für den richtigen Weg sich entscheidet. Und das kann nur eintreten, wenn man sich das Gute so angewöhnt hat, daß es einem zur zweiten Natur geworden ist. Erfahrungsthatsache ist es ja ferner, daß man sich überhaupt keine Fehler abgewöhnen kann, sondern daß sie nur mit Erfolg zu bekämpfen sind, wenn man die entgegengesetzten guten Neigungen und Eigenschaften so stärkt und entwickelt, daß die bösen zum Absterben gebracht werden. Man wird einwenden, daß diese Anschauung, wonach alles sittliche Können in „gute Gewohnheiten" aufgelöst wird, unerträglich mechanisch, nüchtern, poesielos werde, wie denn ja überhaupt manche an dem Hiltyschen Buch eine gewisse Nüchternheit zu überwinden haben werden. Ich stelle eine Gegenfrage: der Künstler, der durch Uebung seine Finger so weit erzogen hat, daß sie spielend ihre Aufgaben lösen, ohne daß er jeden Griff, jede Passage mit seiner Aufmerksamkeit zu verfolgen braucht — auch er leistet doch einen großen Teil dessen, was uns entzückt, vermöge der Gewohnheit, die er durch zielbewußte Uebung sich „angewöhnt hat." Finden wir das poesielos, nüchtern, mechanisch? Im Gegenteil, wir wissen: in je höherm Maße der Künstler das Technische seiner Aufgabe spielend bewältigt, je weniger geistige Kraft er verbraucht für die Schaffung der materiellen Basis des Kunstwerks, um so mehr Kräfte der Seele werden frei, um das, was wir als das Geistige an der Musik empfinden, zu schaffen. Gerade das sichere, fehllose Können befähigt den

Künstler noch etwas Höheres zu bieten, etwas, das Andre hinreißt und erhebt. Es ist nicht anders auf sittlichem Gebiet. Wer einen wirklichen Beitrag zum Reiche Gottes liefern will, der kann das nur, wenn er nicht seine beste Kraft verwenden muß auf Kämpfe um elementare sittliche Güter. Wer mit dem Laster zu ringen hat, kann nicht große Liebesthaten thun. Wer es nicht zur Ordnung des innern und äußern Lebens gebracht hat für sich selber, der kann nicht sittlich organisiren. Diese Dinge müssen überwunden sein, sie müssen von uns beherrscht werden. Erst wer bis zu einem gewissen Grade frei, wer in gewissem Sinne schon ein Charakter ist, der kann die größern Aufgaben, die Gott ihm stellt, lösen. Darum: für jeden wahrhaftigen Menschen muß die Losung sein, möglichst viel sittliche Einzelleistung in ein festes sittliches Können zu verwandeln, über das er mit unbeschränkter Sicherheit gebietet. Und wenn wir uns das Bild der Persönlichkeiten vergegenwärtigen, die auf uns den nachhaltigsten sittlichen Eindruck gemacht haben — war es nicht gerade jene selbstverständliche Sicherheit, jene fast künstlerische Freiheit, mit der sie sich auch in verwickelten sittlichen Verhältnissen bewegten, die uns begeisterte? Manches an ihnen mag ja „Anlage" gewesen sein, aber das Meiste war doch erworbnes Können, das Resultat einer Selbsterziehung, die in ihren frühern Stadien vielleicht recht nüchtern und poesielos war, deren Erfolge aber uns nun den Eindruck von göttlichen Kunstwerken machen.

Diese ganze Betrachtungsweise ist darum so wichtig und bedeutsam, weil sie wirklich das Problem der Willensfreiheit löst, an dem wohl jeder denkende Mensch einmal zu tragen hatte. Wir lernen aus ihr, daß die Freiheit des Willens nicht ein angebornes Geschenk, eine Naturanlage ist; auch ist sie nicht die Fähigkeit, thun und lassen zu können, wozu man Lust hat, sondern sie ist ein Ideal, um das man kämpfen soll und kann. Wir sind nicht von Natur frei, aber wir können frei werden, frei, das Gute wirklich in zusammenhängender Weise zu thun und beim Gutesthun immer besser zu werden.

Diese wahrhaft „praktische Ethik" enthält aber auch die Versöhnung zweier feindlichen Stimmungen, an deren Unversöhnlichkeit heute und allezeit die Predigt des Evangeliums scheitern muß. Nach der gewöhnlichen Anschauung stehen sich Christentum und moderne Weltanschauung in dem Punkte unvereinbar gegenüber, daß die christliche Ethik ein Gesetz aufstellt, dem man sich unterwerfen und anpassen soll, ein Gesetz, das eben, weil es ein hartes Gebot ist, freudlos, nüchtern, ärmlich, aber gar nicht „großartig" und „edel" und „frei" ist. Mit diesem gesetzlichen Standpunkt will und kann sich aber die moderne Weltanschauung — und die ist wesentlich romantisch-ästhetisch — unter keinen Umständen befreunden. Ihr Ziel ist die freie, künstlerische Entfaltung der schönen und edlen Persönlichkeit, die, wenn sie nur ihren tiefsten und besten Instinkten folgt, zu einem wenigstens harmonischen und ästhetisch befriedigenden Ziele gelangen werde. An dieser Stimmung, die sich nicht für „das Gute" erwärmen, sondern höchstens an „dem Edlen" begeistern will, scheitert bisher jede Predigt des Christentums und seiner Ethik.

Wie aber, wenn wir eine Weltanschauung vertreten werden, die alle Strenge und Zucht der christlichen Ethik in eine Verbindung zu setzen weiß mit dem begeisternden ästhetisch-individualistischen Zuge unsrer Zeit? Das kann eben geschehen, wenn wir die Erziehung zu freien Persönlichkeiten von voller, reifer Vollendung in der oben geschilderten Weise zum Ideal erheben.

Nicht die formale pünktliche Erfüllung eines Gebotes ist Selbstzweck — wer könnte sich dafür auf die Dauer interessiren? —, sondern der Bau des großen Werkes einer Gott dienenden Gemeinschaft von idealen, reifen, erzognen und darum „edlen" Persönlichkeiten — das ist das Ziel, und ihm dient die Befolgung der einzelnen Vorschriften, die eben dadurch in ein völlig andres, wärmeres Licht treten.

Dies sind einige Gesichtspunkte, unter denen wir im Interesse der evangelischen Sache überhaupt das genannte Buch dankbar begrüßen dürfen. Aber auch für das Leben jedes Einzelnen enthält es so reiche, wahrhaft praktische Gedanken, daß man es jedem nur auf das wärmste empfehlen kann. Ich erinnere nur an die unübertrefflichen Aufsätze: „Die Kunst zu arbeiten" und „Die Kunst Zeit zu haben." Beide sind wahre Fundgruben pädagogischer und ethischer Weisheit. J W-G

Das Gemeindehaus*)

Unser kirchliches Leben, so weit es einem bewußten Ziele zustrebt, steht unter der Losung: Wiederbelebung der Gemeinde. Die Ueberzeugung greift mit aller Kraft um sich, daß die Kirche ihre Aufgabe an diesem Geschlecht nicht mehr allein durch die Verkündigung des Wortes in der feiernden Anbetung im Gotteshaus erfüllt, sondern daß es gilt, für diese Anbetung die Gemeinde zurückzuerobern und befähigt zu machen. Es gilt die Einzelgemeinde als eine soziale Macht auszubauen; es gilt ein Gemeinschaftsleben zu wecken und zu pflegen, das im Glauben seinen Mittelpunkt hat, aber in das innere wie äußere Leben möglichst des Einzelnen segensreich eingreift.

Wer mit dieser kurz skizzirten Aufgabe unsers kirchlichen Strebens einverstanden ist, dessen Aufmerksamkeit möchten die nachstehenden Zeilen auf die Errichtung kirchlicher Gemeindehäuser lenken. Das parochiale Gemeindehaus ist ein nicht unwesentliches Mittel, ja eine Notwendigkeit für die Pflege eines gesunden parochialen Gemeindelebens.

Was ist ein parochiales Gemeindehaus? Es ist ein Haus, das sich eine einzelne Parochie, dies gilt es besonders festzuhalten, errichtet, um in ihm einen Sammelpunkt und eine Pflegestätte für alle ihre außergottesdienstlichen Lebensäußerungen und Bestrebungen zu haben. Aeußert sich das Gemeindeleben im Gotteshaus in der Gemeinschaft des Glaubens, so im Gemeindehaus in der Gemeinschaft der Liebe. Dort wir vereinigt anbetend vor Gott dem Vater, — hier wir vereinigt — sei es im fröhlichen Genuß, sei es in ernster Arbeit — als Brüder und Schwestern. Und indem wir dies betonen, daß christliche Gemeinschaft auch außer dem Gottesdienst muß gepflegt werden, pfropfen wir dem Evangelium nicht einen ihm fremden Gedanken auf, sondern im Gegenteil: unter der Not der Zeit kommt uns ein wesentliches Stück des Christentums überhaupt erst wieder zum Bewußtsein: es will als Sache der Gemeinschaft uns auch außer dem Gotteshaus einen, sei es im geselligen Verkehr, sei es irgend in werkthätiger Liebe. Vielleicht ist die Entfremdung der Massen von der Kirche zum guten Teil darauf zurückzuführen, daß das Gefühl der Gemeinschaft uns verloren gegangen ist. Wir haben den Namen Gemeinde, die Sache haben wir im vollen Sinne nicht mehr. Stärkung der Einzelgemeinde und des Gemeindelebens: das ist darum die Parole, die durch unsre kirchliche Gegenwart geht, und die allenthalben auf Wiederhall stößt. Es ist nicht bloß ein Ideal, — ein Ideal wirds ja bleiben wie jede Seite des christlichen Lebens —, sondern Gott Lob! es regen sich überall Triebe und Kräfte, die es andeuten, die Gemeinde will leben. Alles Leben aber erhält sich, indem es sich in Einzelerscheinungen wiederholt, Körper bildet, die in sich ein Ganzes darstellen. So auch das Evangelium. Es erzeugt eine allgemeine Christenheit, indem es einzelne Gemeinden, Parochien bildet und in diesen Parochien einzelne Kreise und Gruppen. Das ist gesunde Lebensentfaltung. Und die bemerken wir in unsrer Zeit. Die großen Massenparochien haben nicht bloß die Geistlichen als eine Ueberbürdung ihrer Kraft und ihres Gewissens, als unerträglich empfunden, unsre wirklich christlichen Laien fühlen, daß sie ein Gemeinschaftsleben unmöglich machen, daß also darüber das Christentum selbst zu Grunde geht. So sind wir daran, kleinere Parochien zu schaffen. Jede Parochie aber hat ihren eignen Kirchenvorstand, eine Gemeindevertretung; wie bedeutungsvoll die Einführung dieser Organisation geworden ist, der „Pastorenkirche" einen Stoß zu geben, wird einst erst der geschichtliche Rückblick lehren. Die Parochien teilen wir in Bezirke — also kleine Lebenszentren, in denen sich Gemeinschaftsleben entfalten kann und soll. In der Einzelgemeinde

*) Nach einem am 4. Dezember 1891 auf der Stadtsynode Dresden gehaltenen Vortrage. Daraus erklärt sich, daß nur städtische Verhältnisse in Betracht gezogen sind.

wieder neue Vereinigungen, parochiale Vereine: da ist der Jünglings- und Jungfrauenverein, da und dort schon ein kräftig aufblühender parochialer Männerverein, parochiale Missionskränzchen finden sich anderwärts, oder Hausväterverbände oder Arbeitervereine, oder die Frauen bilden einen Nähverein für die Kranken der Gemeinde.

Das sind Anfänge, Ansätze eines wirklich christlichen Gemeindelebens.

Diese Anfänge bedürfen einer schützenden Mauer, eines schützenden Daches, eines kräftigen Zusammenschlusses, sie wollen Raum haben, Raum im eigentlichen Sinne des Wortes. Weil zu fürchten ist, daß diese segensvollen Anfänge ohne dies wieder zu verkümmern drohen, darum sage ich, ist das Gemeindehaus eine Notwendigkeit.

Man wird nicht in Abrede stellen, daß das Vereinslokal für jeden Verein von der größten Bedeutung ist. Der passende Raum für einen Verein ist wie der passende Rahmen fürs Bild — was sage ich? —, vielmehr sehr oftmals das, was für die Pflanze die gesunde Luft und das Licht ist. Die Wohnungsfrage ist für die Entwicklung des Familienlebens von unermeßlicher Tragweite — sollte sie für ein Gemeindeleben bedeutungslos sein?

Diese Behauptung sei an einem Beispiel bewährt, an den Jünglingsvereinen. Es ist weithin die Klage, daß diese Vereine nicht so blühen, wie sie sollen. Daran mag mancherlei Schuld sein. Mitschuld trägt ohne Zweifel die Raumfrage. Die Jünglingsvereine kranken hieran alle ohne Ausnahme. Und kann es anders sein? Die Jünglingsvereine sind bis jetzt meist mit verschwindenden Ausnahmen in ermieteten Räumen untergebracht. Das hat schwere Schäden. Erstens wie unsicher ist das Heim! Ein neuer Wirt, eine besser lohnende Verwendung des Raumes — und der Verein ist an die Luft gesetzt. Zweitens muß man bei dem Mangel an Lokalitäten überhaupt nehmen, was man bekommt, so wenig passend der Raum sein mag. Da ist man in einer Kneipe untergekommen — vor den Augen der jungen Männer gerade eine Geselligkeit, von deren Gift sie ferngehalten werden sollen; dort hat man einen Schulsaal bezogen — doch schließlich auch nicht die anheimelndsten Räume für einen eben Entlaßnen; dort wieder hat man einen düstern, niedrigen Raum, das Gegenteil von Gemütlichkeit, die der Deutsche nun einmal braucht; endlich im ermieteten Raum wird der Verein nicht heimisch. Er hat vielleicht den Raum mit andern Vereinen zu teilen; diese hängen ihre Vereinsbilder und Vereinszeichen, oft wenig christliche, an den Wänden auf, die schauen dann fremd auf die Jungens herab, und die Jungens schauen neugierig wie zu Orakeln zu ihnen empor; oder der Verein hat doch eben nur für bestimmte Stunden das Lokal, sonst hat kein Mitglied Zutrittsrecht; oder auf die Mitbewohner des Hauses ist Rücksicht zu nehmen, die Posaunen kann der Verein getrost an die Wand hängen — kurzum: kann sich unter solchen Umständen ein kräftiges Vereinsleben entwickeln? Man schelte doch erst unsre Jugend unchristlich, wenn man ihrem Trieb zur Geselligkeit und Gemeinschaft eine würdige Stätte bereitet hat.

Wie anders im Gemeindehaus! Da hat der Jünglingsverein sein volles Heimatsrecht, sein bestimmtes Vereinszimmer, das gehört ihm. Das steht jedem Mitgliede jederzeit, alle Abende offen, ohne daß die Notwendigkeit gebietet, etwas zu verzehren. Bedenken wir, wie mancher junge Bursche geradezu gezwungen ist, abends auf die Kneipe zu gehen, weil er thatsächlich keinen Raum hat außer seiner Schlafstelle, wo er sich aufhalten kann. Im Gemeindehaus kann sichs der Verein wohnlich machen, er drückt den Wänden den Stempel seines Geistes auf, er hat dort seinen Bücherschrank, seine Spiele, seine Musikinstrumente. So ist ein Gemeinschaftsleben möglich. Schaffen wir der lieben Jugend Stätten christlicher Erholung! Was treibt denn die Burschen in die sozialdemokratischen Vereine? Dort findet ihr Gemeinschaftstrieb Genüge, dort ist kräftiges Vereinsleben. Wohlan! Bauen wir Gemeindehäuser und erziehen wir damit die Jugend zum Bewußtsein christlicher Gemeinschaft!

Ich könnte nun dasselbe mehr oder weniger an allen jenen genannten Aeußerungen christlichen Gemeindelebens aufzeigen.

Wieviele Vereinigungen können überhaupt gar nicht ins Leben treten, weil das geeignete Lokal fehlt!

Sollen, das ist meine feste Ueberzeugung, die gesunden Keime des Gemeindelebens sich kräftig entwickeln, so ist das Gemeindehaus notwendig. Gemeindeleben ohne Gemeindehaus ist mir nicht denkbar.*) Das Vorhandne drängt unleugbar darauf hin. Das Unsichere und das Zerstreute, was die Ermietung mit sich bringt, muß aufhören. Keimartig ist es sogar schon in den Pfarrhäusern auf dem Dorf, wo der Geistliche im Konfirmandenzimmer etwa ein Missionskränzchen oder einen Nähverein oder einen Jugendverein sammelt.

Was also soll das Gemeindehaus nach dem Gesagten in sich aufnehmen? Wem öffnet es seine Pforten? Zunächst allen parochialen Vereinen, den Jugendvereinen, dem Nähverein, dem Männerverein, oder was sonst derart vorhanden ist. Dort hält der Kirchenvorstand seine Sitzungen, dort wohnt die Gemeindeschwester, auch eine Wirtschaft in einfacher Form wird nicht fehlen können. Vor allem aber wird ein größerer, etliche hundert Personen fassender Saal, der durch bewegliche Wände geteilt werden kann. vorhanden sein müssen. Das ist etwa das Gemeindehaus in der einfachsten Form.

Aber damit ist seine Aufgabe nicht erschöpft. Es wird nicht allein eine schützende Mauer vorhandnen Lebens, es wird der Nährboden für neue Entwicklungen des Gemeindelebens werden. Bedürfnisse der verschiedensten Art werden empfunden werden, wenn erst das Haus steht. Bedürfnisse, verschieden je nach dem Charakter der ganzen Gemeinde. Ist die Gemeinde wesentlich von Fabrikarbeitern gebildet, so wird es — wie z. B. in Stuttgart — Bedürfnis sein, etliche Schlafstellen für einzelne Arbeiter einzurichten, oder, wie in Barmen, man giebt armen Witwen Unterkunft; vielfach sind Krippen und Kinderbewahranstalten oder Knabenbeschäftigungsanstalten im Gemeindehaus. Die Gründung einer Gemeindebibliothek kann ins Auge gefaßt werden. Vor allem eins ist vom Gemeindehaus zu erhoffen, daß es uns nämlich zur Entwicklung einer rechten Gemeindegeselligkeit, wenn ich so sagen soll, helfen wird. Daß wir als Glieder einer Gemeinde auch eine gewisse Geselligkeit werden pflegen müssen, das versteht sich von selbst. Sulze sagt mit Recht: „Die kirchliche Geselligkeit ist ein Neues und diejenige Bethätigung eines Gemeindelebens, in der das Gemeindeprinzip seine eigentümlichste Entfaltung findet.“ Aus diesem Gefühl heraus hat man ja parochiale Familienabende gehalten. Ueber ihren Segen sind die Meinungen sehr geteilt, und da ich persönlich in diesem Gebiet wenig oder gar keine Erfahrung habe, so enthalte ich mich des Urteils. Als einen beachtenswerten Versuch, einem gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, werden wir diese Einrichtung gewiß gelten lassen. Daß aber hier ein Gebiet liegt, wo wir durch Versuche und Erfahrungen lernen werden, das scheint außer Frage. Haben wir ein Gemeindehaus, so läßt sich gewiß durch Erfolge und Mißerfolge bald herausfühlen, wohin das gesunde Leben steuert, denn alles Gemachte, künstlich Großgezogne ist doch nutzlos. Als ein solcher gesunder Trieb will es mir etwa erscheinen, wenn in Stuttgart einmal im Gemeindehaus arme Frauen, Witwen und alte Mütterchen der Gemeinde zu einem Theeabend gesammelt wurden. Die besser gestellten Frauen zahlten ein Geringes für das Genoßne, die Armen wurden freigehalten. Oder ist vielleicht auch hier die innere Mission unser treuer Wegweiser? Wir wissen von den Theeabenden, die man Droschkenkutschern und ähnlichen Berufsgenossen in Berlin gegeben hat. Vielleicht kann man hiervon lernen — ich wage nichts bestimmt zu empfehlen, weil ich das Gefühl habe: hier kann nur die Erfahrung Lehrmeisterin sein. Hier hat auch das parochiale Bedürfnis sein Recht. Aber Erfahrung sammeln und schließlich einen kräftigen Erfolg erzielen werden wir auf diesem wichtigen Gebiete nach meinem Dafürhalten erst, wenn wir das Gemeindehaus haben.

Was nun auch immer das Gemeindehaus in sich schließen

*) Zu meinem Bedauern finde ich in Sulzes trefflichem Buche: Die evangelische Gemeinde (Gotha, 1891) das Gemeindehaus nicht einmal erwähnt.

wird, daß eben das alles in Einem vereinigt ist, daß ein Mittelpunkt für das Gemeindeleben geschaffen ist, daß in unsrer zerstreuenden Zeit ein Sammelpunkt da ist, das ist eben von großer Bedeutung. Durch das Vorhandensein des Gemeindehauses stärkt sich nicht unwesentlich das parochiale Bewußtsein. Steine reden auch, und sie reden oft eine beredte Sprache, Steine sind auch Magnete, und sie ziehen oft recht kräftig an.

Wenn ich so das Bild eines Gemeindehauses entworfen habe, so ist das kein bloßes Traumbild. Ich würde wahrscheinlich kaum den Mut finden, diesen Gedanken mit meiner vollsten Ueberzeugung zu vertreten, stünde nicht als mein bester Sachwalter hinter mir die erfreuliche Thatsache: solche Gemeindehäuser giebt es, und sie wachsen immer mehr aus der Erde.

Es giebt solche Gemeindehäuser. Da denke ich freilich nicht an die Gemeindehäuser, wie sie in den Landgemeinden Westfalens seit langem bestehen, nämlich kirchliche Armenhäuser, die nur Zwecken der innern Mission dienen, bei denen also das Vereinswesen und die Geselligkeit ganz ausgeschlossen bleiben.*) Die echten Gemeindehäuser, so wie ich sie meine, sind alle jung. Das älteste mag das 1884 eingeweihte Gemeindehaus in Hamm bei Hamburg sein — das Geschenk eines einzigen Mannes, des Konsuls Burchard. Da findet sich: eine Krippe, eine Warteschule, eine Flick- und Nähschule, ein Kinderheim, ein Männer-, Jünglings- und Jungfrauenverein.**) Gehen wir weiter nach Süden, so steht ein solches Gemeindehaus in Wupperfeld-Barmen in der Gemeinde der Friedenskirche. Es enthält: Wohnung für zwei Gemeindeschwestern, eine Kleinkinderschule, Sonntagsschule, Jünglings- und Jungfrauenverein, Krankenzimmer und Wohnungen für Witwen und unbescholtene Jungfrauen.***) Dann sei Berlin genannt, meines Wissens mit zwei Gemeindehäusern oder wenigstens dem ähnlichen: die Louisenstädter Gemeinde hat in ermieteten Räumen Wohnung für zwei Gemeindeschwestern, eine Kleinkinderbewahranstalt und einen Mägdeverein.†) Die Petri-Gemeinde hat soeben sich ein eignes Haus hergerichtet. Eine alte Kaserne ist für 240 000 Mark gekauft worden und soll für 60 000 Mark umgebaut werden. Dieses Haus bietet seine Räume einer Kleinkinderschule, Krippe, Kinderhort, Tabeaverein, Frauenarbeitsverein, Strick- und Nähschule, Sonntagsjungfrauenverein und den Gemeindeschwestern.††) In Dresden hat die Kreuzgemeinde unlängst ein Haus zu den genannten Zwecken erworben. Dann müssen wir uns nach Darmstadt wenden, wo im Herbst ein kleines Gemeindehaus in der Martinsgemeinde eröffnet worden ist. Der Bau ist bescheiden, er kostet nur etwa 20 000 Mark, wozu ein einzelner Herr die Hälfte gegeben hat, aber das Haus genügt für die kleine 7000 Seelen zählende Gemeinde. Es enthält einen großen, durch Zwischenwände teilbaren Saal für 280 Personen, Wohnung für den Kirchendiener und die Gemeindeschwester; außerdem Räume für die Proben des Kirchenchors, für die Kirchenvorstandssitzungen, für ein Nähkränzchen, einen Jugend- und einen sich bildenden Männerverein.†††)

Endlich wollen wir in Stuttgart einkehren, das zwei Gemeindehäuser hat, das eine für die in der untern Stadt gelegne Stöckachgemeinde, das andre in der Johannisgemeinde in der obern Stadt. Während ich keines der oben aufgezählten Gemeindehäuser gesehen habe, so kann ich doch von den beiden Stuttgartern aus eigner Anschauung berichten. Ich beginne mit dem Gemeindehaus Salem in der Stöckachgemeinde. Das Haus ist 1888 eingeweiht worden, der Bau kostete 95 000 Mark, der Bauplatz mit Spielplatz und Garten kostete 20 000 Mark. Dort fand ich eine Krippe, eine Kleinkinderschule, Sonntags-

*) Vergleiche Bausteine 1884, Seite 68, und Römheld, Die Verpflanzung der innern Mission auf das Land (Gotha, 1883), Seite 557.

**) Vergleiche den ersten Jahresbericht der Anstalt 1884/85. Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause 1884, Seite 325, und Beiblatt 1884, Nr. 11; Bausteine 1884, Seite 173.

***) Nach brieflicher Mitteilung des Herrn Pfarrers Frick.

†) Vergleiche die kirchlichen Berichte der Louisenstadt-Parochie.

††) Vergleiche das Gemeindebuch von St. Petri, 1890.

†††) Chronik der Christlichen Welt 1891, Nr. 44, Seite 380 und briefliche Mitteilungen des Pfarrers Dr. Flöring.

kindergottesdienst, Jünglingsverein und evangelischen Männerverein, Wohnung unten für den Hausvater, oben für zwei Gemeindeschwestern; außerdem war der zweite Stock an eine Nähschule vermietet.*) „Salem“ ist schön, aber das Gemeindehaus der Johannesgemeinde, am 24. Oktober 1891 eröffnet, erscheint geradezu als mustergiltig. Durch eine Thür, über der die Aufschrift steht: Gemeindehaus der Johannesgemeinde, treten wir in einen hellen, freundlichen Vorplatz: rechts wohnt der Hausvater, links ist eine einfache Wirtschaft, die der Hausvater hält. Sie hat zwei freundliche, anheimelnde Gastzimmer. Täglich gab es für 85 Gäste zu kochen. Im Parterre sind dann außer der Küche noch zwei Versammlungszimmer für den Jungfrauen- und den jungen Männerverein, jedes mit besonderm Eingang von der Straße. Eine helle Treppe, von den Wänden grüßen da und dort freundliche Sprüche, führt ins erste Stockwerk. Dort treten wir zunächst in einen großen, vier- bis fünfhundert Menschen fassenden, äußerst geschmackvollen und doch einfachen Saal, der sich bequem in drei Säle durch bewegliche Wände teilen läßt. Daran anstoßend ein Sitzungszimmer, wo fünfzig Menschen Platz finden können. Auf der andern Seite hat der Jünglingsverein sein gemütliches Vereinszimmer. Der zweite Stock ist bis jetzt für Gemeindezwecke noch nicht in Gebrauch genommen. Es sind drei Familienwohnungen hergestellt, die zur Verzinsung und Schuldentilgung mit helfen müssen. Unter dem Dach sind Schlafstellen für Arbeiter eingerichtet. Sie waren sämtlich besetzt, als ich das Gemeindehaus besuchte. — Im Hintergebäude, das weniger schmuck gehalten ist, aber denselben freundlichen, saubern Eindruck macht, obwohl es schon seit drei Jahren im Gebrauch ist, befindet sich in zwei Parterreräumen, die sich in einen verwandeln lassen, eine Kinderbewahranstalt, die täglich von 180 Kindern besucht wird. Im ersten Stockwerk ist ein Raum an eine Volksschule vermietet, ein andres großes Zimmer hat eine Knabenbeschäftigungsanstalt aufgenommen, wo täglich 35 Knaben im Tischlern und Buchbindern unterrichtet werden. In der zweiten Etage ist die Wohnung für die zwei der Kinderbewahranstalt vorstehenden Schwestern. Im Sommer bietet ein freier Platz dem Kindergarten Raum und Schatten.

Das Verdienst dieses große Gemeindehaus durchgesetzt zu haben, gebührt dem Stadtpfarrer Faulhaber. Es ist nichts Geringes, was die ganze Anlage gekostet hat: 240 000 Mark ist behördlich der ganze Bestand abgeschätzt. Die Gemeinde hat noch 120 000 Mark Schulden darauf. Aber wie es möglich geworden ist, in wenigen Jahren die halbe ansehnliche Summe aufzubringen, so wird auch der Eifer jetzt, da das Haus der Gemeinde schon sehr lieb geworden ist, nicht erkalten.**)

Die erste Schwierigkeit, die sich der Ausführung des entwickelten Gedankens entgegenstellt, liegt für viele Parochien gewiß in der Geldfrage. Aber die Opferfreudigkeit der evangelischen deutschen Christen muß viel reger werden, als sie zur Zeit noch ist. Die Liebe zur Sache, also hier zum Gemeindeleben, wächst mit den gebrachten Opfern. Zuzugeben ist, daß an vielen Orten die Errichtung eines Gemeindehauses einfach zur Zeit unmöglich ist.

Schwerwiegender als das finanzielle Bedenken scheint mir ein andres. Es liegt sehr nahe einzuwenden: Was du willst, ist ja gut, aber das ist einfacher und billiger zu erreichen durch die Errichtung eines Vereinshauses der innern Mission für eine ganze Stadt. Ja, wo bereits größere Vereinshäuser bestehen, ist die Errichtung einzelner parochialer Gemeindehäuser ganz zwecklos. Aber das Vereinshaus kann das Gemeindehaus nicht ersetzen, wie es bei oberflächlicher Betrachtung der Fall

*) Vergleiche Beiblatt der Fliegenden Blätter 1891, Nr. 7, Seite 97 (mit Abbildung).

**) Vergleiche: Ueber ein Gemeindehaus für die Johannesparochie, Ansprache und Vorträge (Stuttgart, 1888) und Rede bei der Einweihung des Johannesgemeindehauses in Stuttgart von Faulhaber, Stadtpfarrer (Stuttgart, 1891). — Die vorstehende Aufzählung der Gemeindehäuser macht nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Bis jetzt hat noch niemand weder eine Zusammenstellung der vorhandnen Gemeindehäuser, noch eine prinzipielle Behandlung des Gemeindehausgedankens geliefert. Verfasser erbittet sich freundliche Ergänzung seines Verzeichnisses, für die er sehr dankbar wäre.

zu sein scheint. Zunächst eine rein räumliche Schwierigkeit: das Vereinshaus muß im Mittelpunkte der Stadt liegen, die Parochien liegen zum Teil an der Peripherie. Sollten wir etwa mit unsern Vereinen von draußen abends hereinziehen? Und dann der Heimweg — welche Gefahren für die Jugend, noch einen langen Weg spät abends machen zu müssen! Ferner: von welcher Größe müßte dann ein solches Vereinshaus sein? Und würde nicht gerade das, was eben so wichtig ist, Belebung des parochialen Bewußtseins, durch diese Zentralisation wieder ganz außer Betracht gelassen? Dieselben Gründe, die uns nicht mit einer großen Stadtkirche zufrieden sein lassen und uns zwingen, einzelne kleinere Kirchen zu bauen, gelten für die Gemeindehäuser. Wollten wir auf diesem Gebiet die Zentralisation einführen, so würden wir gerade mit dem Prinzip brechen, von dem wir bei aller kirchlichen Arbeit in unsrer Zeit ausgehen: Dezentralisation; es würde endlich das Recht der Einzelparochie, die Sonderbedürfnisse jeder Gemeinde gar nicht berücksichtigt werden können. Und darauf kommt doch eben alles an. Je mehr das Gemeindehaus diesem Bedürfnis sich anpaßt, desto mehr wird es seine Aufgabe erfüllen. Wie wir jeder ernsten Individualität ihr Recht lassen müssen, so auch der Einzelgemeinde. Dieses gesunde und notwendige Individualisiren, diese Grundbedingung des Gemeindelebens, ist unmöglich, wenn ein einziges großes Vereinshaus für alle Gemeinden da sein soll. Wer irgend kirchliches Leben zu beurteilen weiß, wird nach meiner Meinung nicht an dem Grundsatz festhalten wollen: das Vereinshaus ersetzt das oder besser die Gemeindehäuser.

Aber vielleicht ist die Umkehrung richtig: das Gemeindehaus ersetzt das Vereinshaus. Aber auch das ist nicht richtig. Machen wir uns klar, was das Vereinshaus will. Das Vereinshaus will Raum bieten für große kirchliche Versammlungen, wo nicht Interessen einer Einzelgemeinde zur Verhandlung kommen, sondern allgemein kirchliche. Der Saal, der das Herz des Vereinshauses ist, muß etlichen tausend Personen Platz bieten. Denn hier werden z. B. abgehalten: große Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins, der innern und äußern Mission, hier werden Konzerte veranstaltet, Bazare, Vortragszyklen gehalten, die ein allgemeineres Interesse verdienen. Ferner pflegt ein Vereinshaus ein Hospiz zu haben, eine große Wohlthat für viele Reisenden von auswärts. Wir sehen, ganz andern Zwecken dient das Vereinshaus als das Gemeindehaus. Und gerade je lebendiger sich die Einzelgemeinde in ihrem Gemeindehaus entwickelt, desto mehr wächst dadurch das allgemeine kirchliche Interesse, desto mehr wird für eine Stadt ein Vereinshaus Bedürfnis werden. Weit entfernt also, daß die Gemeindehäuser dem Vereinshaus Konkurrenz machen, werden sie es vielmehr fördern und es als eine Notwendigkeit empfinden lassen. Also das Gemeindehaus ersetzt nicht nur nicht das Vereinshaus, sondern es fördert dieses.

Ich gebe mich nicht etwa dem Wahn hin: das Gemeindehaus macht alles, heilt alle Schäden. Ich mache mir keine Illusionen. Aber davon bin ich durchdrungen: wollen wir wieder christliches Gemeindeleben haben, so gehts nicht ohne das Gemeindehaus. Ich hoffe, daß man überall, wo man an den Neubau einer Kirche gehen wird, wie bisher zugleich ans Pfarrhaus so auch an das Gemeindehaus denken wird. Man wird den ganzen Finanzplan darnach einrichten. Man wird vielleicht die Kirche einfacher bauen, ich halte das für keinen Fehler; man wird vielleicht das Pfarrhaus weniger modern-elegant ausstatten, ich halte das erst recht für keinen Fehler; aber man wird dafür der Gemeinde ein schmuckes, freundliches Haus schenken. — Das mein Zukunftstraum. P D

Johann Salomo Semler,

ein deutsches Gelehrtenleben aus dem achtzehnten Jahrhundert

3

In dieser geistigen Verfassung bezog Semler, kaum siebzehn Jahre alt, die Universität Halle. Hier war für ihn in dem vierten Stockwerk des berühmten Waisenhauses eine Wohnung gemietet worden, in die mit ihm noch ein älterer Freund namens Krause als sein Mentor ziehen sollte. Dieser hatte ursprünglich zu der zügellosen Saalfelder Schuljugend gehört, war dann aber bekehrt und aus einem Rückfall in sein altes Treiben durch einen schönen lateinischen Brief Semlers wieder herausgerissen worden. Nun ließ sich dieser die engen Beziehungen, die er auf der Universität mit Krause unterhalten sollte, zwar gefallen. Aber bei der großen Ungleichheit ihres Temperaments und bei der Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten war doch schon von vornherein keine vertraute Freundschaft zwischen ihnen zu erwarten.

Er war cholerisch-melancholisch, erzählt Semler, ich fast ganz sanguinisch. Ich war immer niedlich und empfindsam gehalten worden; ihm struppeten die harten Haare empor, er schob und hüpfete gleichsam, weshalb er manchen Beinamen bekommen hatte; er rauchte Tobac aus der vorigen großen Gesellschaft, ich aber nicht.

Schon auf der Reise nach Halle mußte Semler ferner zu seinem großen Schrecken die Entdeckung machen, daß sein künftiger Stubengenosse ein Nachtwandler sei, und diese durch heftiges Beten noch gesteigerte Anlage des Freundes, gegen die ein Arzt vergebliche Mittel anwendete, hat beiden denn auch bei ihrem Zusammenleben manche Aufregung und Unannehmlichkeit bereitet, bis sie in die Stadt zogen, und zwar wieder in demselben Hause, aber doch in getrennten Zimmern, eine neue Unterkunft fanden.

In der ersten Zeit in Halle bewegte sich Semler noch durchaus in pietistischen Kreisen. Er nahm an den Betstunden teil, die ein Inspektor am Waisenhause jeden Montag Morgen um sechs Uhr zu halten pflegte. Er trat andern Besuchern dieser Veranstaltung näher und gewann die besondre Zuneigung eines dieser Frommen, eines Herrnhuters, der fast gar nicht die Collegia besuchte. Als dieser einmal hörte, wie Semler einige herrnhutische Lieder auswendig auf dem Klavier spielte, geriet er außer sich vor Freude und erklärte ihm, nichts hindre ihn mehr an der Gnade, als das unselige Studiren, er solle es wegwerfen, der Heiland könne besser lehren als Menschen; darum ginge er selbst auch nicht in die Collegia und genösse unaussprechliche Seelenruhe und Unterricht des Heilandes. Dieser Rat mußte den wissensdurstigen und fleißigen Semler um so mehr stutzig machen, als er sich nun die Frage stellte, ob denn der, der ihn erteilt hatte, jemals etwas Ernstliches gelernt habe. Dennoch zog er nicht, wie doch einst aus dem Treiben seines Bruders, den richtigen Schluß, daß man sich auf solche Weise geflissentlich einem unfruchtbaren Müßiggang ergebe. Vielmehr entstand in ihm eine seltsame Unruhe und eine ängstliche Unzufriedenheit mit sich selbst. Auf einem Spaziergang wünschte er einmal in tiefer Betrübnis: „O wäre ich dieser Klumpen Eis, dieses Stück Holz," und in dieser Stimmung, die ihn noch längere Zeit bewegte, erkaufte er sich ein andermal die Fürbitte eines frommen Bauers, der ihm mit der zutraulichen Zusicherung baldiger Versiegelung eine für Semlers beschränkte Verhältnisse nicht geringe Summe abschwindelte. Aber allmählich hat doch, wie es scheint, das ernste Interesse an gelehrter Arbeit Semlers im Grunde gesunden und nüchternen Sinn aus der krankhaften Ueberreizung seines Seelenlebens gerettet.

Unter seinen Lehrern war es vor allen der berühmte Wolfianer Sigismund Jakob Baumgarten, dessen Anregungen ihn mächtig faßten und sein gelehrtes Interesse von humanistischen Gegenständen mehr auf die Theologie hinwendeten, und dessen eindrucksvolle Persönlichkeit ihm eine begeisterte Verehrung einflößte. Semler war glücklich, die Aufmerksamkeit dieses Mannes auf sich gelenkt und sich immer mehr von ihm ausgezeichnet zu sehen. Er wurde bald persönlich von Baumgarten herangezogen, fand Unterkunft in seinem Hause und wurde als sein Lieblingsschüler mit der Zeit auch der Gehilfe seiner gelehrten Arbeiten. So vergingen eine Reihe von Jahren. Semler begann bald selbst mit wissenschaftlichen Schriften an die Oeffentlichkeit zu treten. Indem er eine von diesen dem Erbprinzen von Koburg, eine andre dem Rat von Saalfeld widmete, hoffte er hier die Stelle als Konrektor an dem Gymnasium zu erhalten. Höher hinaus wollte er nicht mit seine Lebensplänen. Aber seine Aussichten darauf zerschlugen sich

Denn so lange der Superintendent Lindner lebte, sagt Semler selbst, war nicht daran zu denken. Und doch war ihm an jener Versorgung viel gelegen. Die Einkünfte aus seiner litterarischen Arbeit waren zu gering, als daß er hätte daran denken können, eine Freundin seiner Schwester, mit der er sich inzwischen heimlich verlobt hatte, als seine Gattin heimzuführen. Zunächst also kehrte er wieder nach Halle zurück und bestand dort sein Magisterexamen, dann wandte er sich von Saalfeld aus nach Koburg, wo ein Freund seines Vaters ihm versprochen hatte, sich seines Weiterkommens anzunehmen. Durch dessen Vermittlung wurde Semler Redakteur der Koburgischen Staats- und Gelehrtenzeitung mit zweihundert Gulden Jahresgehalt. Außerdem wurde er von dem Herzog zum außerordentlichen Professor an dem Gymnasium ernannt, ohne freilich als Lehrkraft Verwendung zu finden. Um aber in dieser Stellung doch nicht durchaus unthätig zu sein, erteilte er einige Monate hindurch auf eigne Hand in seinem Hause wenigen Schülern Unterricht in den Anfangsgründen der arabischen Sprache. Wohnung hatte Semler in Koburg in dem Hause einer Frau Doktor Döbnerin gefunden, die ihn auch als Kostgänger an ihren Mittagstisch nahm und bei ihrer redseligen Lebhaftigkeit sich freute, in ihm einen geduldigen Zuhörer gefunden zu haben. Dagegen der Tochter des Hauses, der Demoiselle Döbnerin, die neben der Mutter ganz zurücktrat, schenkte er damals noch gar keine Beachtung. Da erhielt er nicht ganz ein Jahr nach seiner Ankunft in Koburg die Aufforderung, sich um eine erledigte Professur der Historie und der lateinischen Poesie an der damaligen Nürnbergischen Universität Altdorf zu bemühen. Zu diesem Zweck erschien es ihm notwendig, daß er sich in Nürnberg und Altdorf persönlich vorstelle. Und nun ergab es sich, daß ihm die Mittel fehlten, sich in Koburg von rückständigen Verbindlichkeiten zu lösen und in Nürnberg in eleganter Kleidung aufzutreten. Diese Sorgen machten ihm großen Kummer. Als er aber von der Frau Döbner auf seine Schweigsamkeit angeredet von seinen neuen Aussichten Mitteilung machte, bemerkte er, daß sein bevorstehender Weggang bei Mutter und Tochter große Aufmerksamkeit erregte. Da erst kam ihm der Gedanke, sich um die Hand der im Besitz eines kleinen Vermögens befindlichen Demoiselle Döbnerin zu bewerben, um so mit einem Schlage allen Verlegenheiten enthoben zu werden. Daß die Verbindung mit seiner bisherigen Braut in Saalfeld bei ihrer beider Mittellosigkeit sehr aussichtslos sei, das hatten sie sich auch früher schon klar gemacht und beschlossen, „nichts zu ertrutzen, was dem einen Teile sichtbare Unlust bereitete.“ So schritt Semler voller Traurigkeit zur Auflösung dieses Verhältnisses, und als sie erfolgt war, beruhigte ihn in seinem Schmerz über diese Notwendigkeit allmählich „die ernstliche Vorstellung von vielen Beispielen, die seine Lage erläuterten.“ Nur blieb, wie er selbst sagt, seine Hochachtung gegen die verlassene Braut unauslöschlich. Dann legte Semler der Frau Döbnerin zwei Briefe in ihr Gebetbuch. Als sie diese nach einigen Tagen entdeckte, lud sie den Brautwerber zum Nachmittagskaffee ein und fragte ihn, ob er sich zu den Briefen bekennte. O ja, sagte er und küßte ihr die Hand.

Sie küßte mich lebhaft, erzählt er weiter, und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung. Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und gab den Augen eine angenehme Oeffnung, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und sie ein Recht hätte, sich zu empfehlen. . . . Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten . . . . Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Zügen, mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre so vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als die Mutter und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahre alt war, in langer Abwesenheit der Mutter einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlete.

Als Semler ihr nun bald auch seine Geldverlegenheiten gestand, erklärte sie sich gern bereit, ihm auszuhelfen.

Und diese uneigennützige ehrliche Denkungsart, fügt er hinzu, hat auch diese würdige Person stets behalten und mich daher aller Beschämung oder Betrübnis über meine Lage überhoben.

Auch in Nürnberg und in Altdorf erledigten sich Semlers Angelegenheiten ganz nach Wunsch. Ein sehr unterrichteter Nürnberger Ratsherr ließ sich mit ihm in ein gelehrtes Gespräch ein, das fast einem Examen gleichkam. Als Semler auf alle Fragen gute Auskunft gab, sagte er freudig: „Sie sind ganz mein Mann. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und Altdorf.“ Zum Schluß fragte er: „Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt gerade heraus.“ Als Semler ehrerbietig dankend ablehnte, meinte jener: „Um desto lieber ist es mir, wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens wegen mehr haben.“ Im Gedanken an diese Unterredung mit dem Nürnberger Ratsherrn stellt Semler folgende Betrachtung an, die die Stellung und Selbstachtung des damaligen Professorenstandes nicht eben günstig beleuchtet:

Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und thätige Wertschätzung, als die Herren in Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen. Denn ich muß es von andern Herrn des obern Rats ebenso rühmen; sie unterscheiden einen Professor von Altdorf ganz ausnehmend. Sogar auf dem Rathause unter vielen Zuschauern genießt er alle Merkmale ihrer wirklichen Achtung; daß dies auf alle Bürger einen vorteilhaften Eindruck macht, brauche ich nicht zu sagen.

Einige Unruhe bereitete dem neuen Altdorfer Professor in Nürnberg allerdings noch die Sorge um seine persönliche Ausstattung, da es ihm noch an allem fehlte, was, wie er sagt, zum artigen Geschmack gehört. Selbst eine Taschenuhr besaß er noch nicht und mußte sie sich nun erwerben. Außerdem kaufte er das Notwendige zum Brautstaat und Schmuck an Ringen, Ohrgehängen u. s. w. ein. Die fünf- bis sechshundert Gulden Schulden, die er bei dieser Gelegenheit machen mußte, trug später seine liebe Frau binnen drei Jahren richtig ab. Nach Semlers Rückkehr von dieser Reise fand dann am 26. August 1751 seine Hochzeit mit der „liebenswürdigen Döbnerin“ statt. Auch sein alter Vater war dabei zugegen. Nach einiger Zeit reiste das junge Paar in Begleitung der Mutter Döbnerin der neuen Heimat zu. „Etliche zwanzig Studiosen und einige Herren Professores“ kamen dem neuen Lehrer und Kollegen halbwegs bis Nürnberg entgegen, um ihn und seine Frau ehrenvoll einzuholen.

O R

The History of David Grieve

by Mrs. Humprey Ward

(Tauchnitz edition. 3 volumes)

1

„David Grieves Lebensgeschichte“ nennt die Verfasserin von „Robert Elsmere“ ihren eben erschienenen neuen Roman und deutet damit an, daß es ihr wieder darauf ankommt, uns die Entwicklungsgeschichte eines Menschen zu veranschaulichen. In England, wo man dem Erscheinen des Buches mit größter Spannung entgegensah, soll man sich getäuscht fühlen. Wer hofft, in David Grieve einem andern Robert Elsmere zu begegnen und eine Fortsetzung oder Ausgestaltung seiner reformatorischen Thätigkeit zu finden, dem wird es bei uns ebenso ergehen. So sehr die religiösen Fragen nicht nur hineinspielen, sondern an der Lebenswurzel der meisten uns hier vorgeführten Personen liegen, so wenig tritt das tendenziöse Bestreben hervor, neue Schläuche für einen neuen Wein zu fabriziren.

Mrs. Ward ist eine vielseitig gebildete Frau. Sie ist orientirt in allen Strömungen des modernen Lebens, in dem Treiben der Pariser Bohême, den künstlerischen Idealen des fin de siècle, wie in der Litteratur der Aufklärung zu Anfang des Jahrhunderts. So vertraut mit den Ergebnissen neuster deutscher theologischer Forschungen wie mit den religiösen Impulsen der Dissenter aller Schattirungen, der Hochkirchler und Katholiken, dem Leben der vornehmen Welt, dem wohlthuenden Takt der hohen englischen Geistlichkeit wie dem engen Horizont kleinbürgerlicher Verhältnisse.

Sie versteht es, den eigentlichen Lebensnerv all der verschiednen Existenzen bloßzulegen. Und nicht etwa durch Zergliedern, nicht einmal durch eingestreute Reflexionen. Indem wir äußerlich mit den Menschen leben, erschließen sich uns in beinahe organischer Weise die Triebfedern ihres Innern. Nirgends

aber geschieht das mit intensiverer dichterischer Kraft als in den bäuerlichen Verhältnissen, in die uns das erste Buch versetzt. Der würzige Duft der Heide strömt uns entgegen mit dem Hauch belebender Winde, deren nächtliches Heulen und Brausen uns zugleich den Aberglauben der Heidebewohner in die Seele trägt.

Wir befinden uns in dem verlaßnen, weltabgeschiednen, gebirgigen Teil der Grafschaft Derby, in dem Charlotte Brontë, die Verfasserin von Jane Eyre, zur Dichterin erwacht ist. Die Pächter treiben Schafzucht, und die Bewohner der umliegenden kleinen Ortschaften ernähren sich durch den Betrieb von Webstühlen aller Art. Hier wachsen die frühverwaisten Kinder auf, David und seine Schwester Lonie, in dem kahlen, freudlosen Farmhause ihres kinderlosen Oheims Ruben, eines gutmütigen, aber erbärmlich schwachen Gesellen, in dem die Furcht vor seiner harten, habgierigen, herzlosen Frau, Tante Hanna, stärker ist als seine Gottesfurcht. Beides außerordentlich lebenswahre, plastisch herausgearbeitete Gestalten. Nicht nur die Träger alttestamentlicher Namen und der dem Dissentertum eigentümlichen alttestamentlichen Frömmigkeit, sondern auch geistige Erben gar mancher patriarchalischen Eigentümlichkeiten: frommes Empfinden bei moralischen Gebrechen.

Der Großvater der Kinder war als Knecht in eben dieses Farmhaus getreten und hatte hernach die Witwe und das ländliche Besitztum erheiratet; jahrelanges Siechtum der Mutter hatte aber äußeres und inneres Gedeihen der Häuslichkeit gelähmt und nur harte Seiten in den Menschen entwickelt. Rubens jüngerer, intelligenterer Bruder Sandy hatte sich selbständig emporgebracht. Er hatte als tüchtiger Handwerker in London sein gutes Auskommen und sich keine ganz gewöhnliche Bildung selbstthätig angeeignet. Die Seinen neideten ihm diese Vorzüge. Seine Ehe mit einer hübschen, leichtsinnigen französischen Putzmacherin brachte ihm nicht das heißersehnte Glück. Sie verließ ihn und die Kinder mit einem andern Mann, und er hörte erst wieder von ihr, als man ihre Leiche in der Themse aufgefischt. So zärtlich er die Kinder liebte, so tötlich hatten ihn diese Erfahrungen getroffen. Er starb bald darauf, nachdem er dem Bruder die Kinder ans Herz gelegt und ihm ihr kleines Vermögen ausgehändigt, das Tante Hanna als willkommne Beute betrachtete, und den Kindern, die sie als Bettlerpack behandelte, vorenthielt.

Die Wildnis und Einsamkeit, in der schon ihr Vater eine trübe Kindheit verlebte und wo wir nun den Kindern zuerst begegnen, zeitigt in ihnen bei diesem gänzlichen Mangel an Liebe und Sorgfalt und jeglichem Verständnis, die Keime einer ganz entgegengesetzten Gemütsart. Aus ihrer elementaren Existenz brechen schon hie und da blitzartig alle Züge ihres spätern Wesens und finden namentlich Ausdruck in dem unbewußten Gefühl geschwisterlicher Zusammengehörigkeit wie instinktiver innerer Abneigung. Die Konzeption der unglücklichen Natur der heißblütigen, trotzigen Lonie und ihre Durchführung ist ein psychologisches Meisterstück von einer Folgerichtigkeit, die vor keiner Konsequenz zurückscheut und bis in die kleinsten Züge brutaler Taktlosigkeit dem Leben abgelauscht ist. Schritt für Schritt gewahren wir bei David, wie sich die geistigen Züge seines Wesens herausbilden. Wie seine Phantasie zunächst Nahrung aus den Phantasmagorien eines verrückten Schulmeisters saugt, wie er sich von überall her Bücher zu verschaffen weiß und durch ungeordnete, zufällige Lektüre seinen erwachenden Hunger nach vollerm Leben zu stillen sucht. Und doch ist dies Leben auf der felsigen Heide nicht ohne wilden Reiz, und das früh auf sich allein Angewiesen sein hat die Findigkeit geweckt und stählt die Energie der Kinder. Der nordenglische Volksschlag ist poetisch veranlagt, und sein Bedürfnis nach Aeußerung des innern Lebens findet Befriedigung in religiösen Vereinigungen und Gebetsversammlungen, in denen plötzliche Erweckungen auch unter der Jugend nichts Seltnes sind. Die objektiv gehaltnen Schilderungen dieser Vorgänge sind von großer realistischer Kraft. David wird auch in eine solche Strömung mit hineingezogen, die ihm die Verachtung der verstandesscharfen kleinen Schwester einträgt, obwohl eine früh entwickelte intellektuelle Ader ihn schon mißtrauisch gegen das eigne ekstatische Empfinden macht. Lessings Wort, daß der schnellste Teufel der Uebergang vom Guten zum Bösen sei, bewahrheitet sich hierbei an ihm. Er gerät in eine seiner Meinung nach nicht wieder wett zu machende Schande und entflieht. Die Schilderung seiner Jugend ruft unwillkürlich die Erinnerung an den alttestamentlichen Hirtenknaben David wach, der die Herden auf den Triften weidete. Auch David Grieve ist eine in erster Linie poetische Natur, aufgelegt zu Abenteuern aller Art, in der nach und nach ein eignes Leben erwacht; erst traumhaft, vag, bis es festere Züge annimmt, sich mit dem Leben da draußen, in dem Mut, Kraft, Ausdauer, Wagnis den Preis erringen, in der Vorstellung zusammenschließt; und zwar so fest, so intensiv, daß er beim Eintritt in die fremde Welt sich sofort zurechtfindet. Unversehrt geblieben von Reflexion und Selbstzergliederung, ist Einsicht, Wollen und Können eins bei ihm, und so gleicht in den kleinen Verhältnissen sein Anfang einem Siegeslauf.

Wir finden den Jüngling in Manchester wieder, wo ihn seine Liebe zu den Büchern einem antiquarischen Buchhändler zugeführt hat, in dessen Dienst er sich bald Geschicklichkeit und durch eigne Begabung und unermüdlichen Fleiß gründliche Sachkenntnis aneignet. Durch rastloses Arbeiten erwirbt er sich ein autodidaktisches Wissen auf den entlegensten Gebieten. Bei einem frühern Dissenterprediger seiner Heimat, Ancrum, den es von jeher zu dem begabten Knaben hingezogen hat, lernt er Griechisch, bei einem aus Paris verbannten alten Franzosen Französisch, bei einem abenteuernden Vegetarianer, der ein originelles Speisehaus hält, Welt- und Menschenkenntnis, während er sich zu seiner Tochter Dora sanft hingezogen fühlt. Diese Dora ist ein verwässerter Aufguß von Katharine aus „Robert Elsmere.“ Meisterin in kunstvollen Kirchenstickereien, wird ihr ihre Arbeit schon zum Gottesdienst. Täglich verrichtet sie ihren Gottesdienst in einer reich geschmückten Kirche, aus der uns der Weihrauchduft des Mittelalters entgegendringt, und auf den Opferaltar trägt sie ihr eignes flammendes Herz. Der sie mit warmem neuen Leben erfüllenden Liebe zu David entsagt sie innerlich freiwillig zu Gunsten ihrer kleinen koketten Kusine Lucy, die sich in David verliebt hat und ein Anrecht auf ihn zu besitzen glaubt. Sie hat ihn nämlich von der Absicht ihres Vaters Purcell unterrichtet, bei dem David zuerst Gehilfe war, ihn und das Geschäft, das er beinah ohne Mittel, auf eigne Hand begonnen, zu verderben. Lucy ist eine untergeordnete Natur, eitel, putz- und gefallsüchtig, ohne Schwung, ohne die Fähigkeit, ideale Interessen zu begreifen. Ihre Neigung zu David entspringt einem ganz oberflächlichen Hange nach Liebelei und wird nur durch die ihr von außen entgegengetürmten Hindernisse zur Leidenschaft. David empfindet für keines der beiden Mädchen ein tieferes Interesse; nur ein brüderliches Mitgefühl für Dora, deren Vater, der alte Lomax, sie durch seinen abenteuernden Hang an den Rand finanziellen Ruins führt. Purcell und Lomax sind Schwäger, hassen sich und suchen einander zu verderben. Purcell ein salbungsvoller Heuchler, Lomax ein insolenter Freigeist. Die Beziehungen dieser Menschen untereinander sind etwas breit behandelt, aber das Lokalkolorit des Lebens in der großen Fabrikstadt mit seiner Hast, seinem Stoßen und Drängen, den verschiedenartigen sich hier kreuzenden geistigen Strömungen ist mit Lebendigkeit gezeichnet, ohne die Hauptsache, die Wirkung auf den Helden, zu überwuchern.

David, in dem die religiöse Fiber nur einmal stärker geklopft, um dann auf lange zu ersterben, wird zum bewußten Freigeist. Er studirt Voltaire, Rousseau, Georges Sand, und seine innere Welt wird reicher und ihm zeitweilig lebendiger als die Wirklichkeit. Aber sein Handeln wird nicht davon beeinträchtigt. Es ist die Freude und das Staunen aller, die seine Laufbahn verfolgen, wie schnell er sich vorwärts bringt, und wie das Glück ihn trägt. Namentlich Ancrums Bewunderung wird erregt, der durch tragische Schicksale ein an Leib und Geist gebrochner Mann jetzt in Manchester lebt. Ich muß gestehen, die einzige Gestalt, die mir nicht recht klar geworden ist. Zeitweise einer krankhaften Melancholie verfallen, die ihn in eine Anstalt zwingt und in der er mit dem Teufel zu ringen glaubt, lassen ihn neben seinem erregten Glaubensleben Zweifel aller Art nicht zur Ruhe kommen und treiben ihn der Sicherheit

der katholischen Kirche zu, in die er sich aber erst flüchten will, wenn sein Leben zu Ende geht. Eine liebewarme, gemütstiefe, jede Aufopferung als etwas Selbstverständliches leistende Natur — er wird mehrfach Davids Lebensretter — rechnet er sich seine Verstandesbedürfnisse zur Sünde. Aber es gelingt ihm nicht trotz ernsten Studiens der Kantischen Philosophie auf der einen Seite und heißem Gebetsringen auf der andern, zu fester religiöser Ueberzeugung zu kommen.

Nun sich Davids äußere Lage gehoben hat, nimmt er seine Schwester zu sich. Fünf Jahre lang war er für sie verschollen. Sie ist zu wunderbarer Schönheit erblüht, die jedermann trotz ihres insolenten Auftretens zur Bewundrung zwingt. Das erste Zusammentreffen der Geschwister ist für ihr ferneres Verhältnis entscheidend. David, der gehofft hatte, weichere Seiten in der Schwester entwickelt zu finden, fühlt sich zurückgestoßen durch ihr herrisches, brutales Verhalten in allen Dingen und empfindet das Zusammenleben als ein fortgesetztes Martyrium. Nur in der Geschicklichkeit, sich in neuen Verhältnissen zurechtzufinden, sind sich die Geschwister gleich. Aber was bei David Mittel wird zu höherer, geistiger Kultur, ist ihr nur Werkzeug ihrer niedern Lüste. Ihr Sinn steht auf Putz, Rausch und Glanz des Lebens. Wer ihr dabei im Wege steht, den schiebt sie mit Fußtritten beiseite. David muß aus Geschäftsrücksichten nach Paris. Außer stande, seine Schwester zum Zurückbleiben zu bewegen, machen sie sich zusammen auf die Reise.

Mrs. Ward hat es meisterhaft verstanden die ersten Eindrücke des fremden Landes, der berauschenden Stadt auf die jungen Provinzialen zu schildern. Mit welchem Hunger David alles Neue, das ihm entgegentritt, sich zu eigen macht. In Lonie erwacht das französische Blut ihrer Mutter, schnell fühlt sie sich zuhause. Der alte Franzose, Davids Lehrer, hat ihnen ein billiges Unterkommen ausgemittelt in dem leer stehenden Atelier seines Neffen, und der Aufenthalt in diesem Hause wird entscheidend für das Geschick beider Geschwister. Er wohnt Thür an Thür mit einer kleinen Malerin, deren geniales Wesen ihn sofort gefangen nimmt. Er bewundert nicht nur ihre Anmut, ihren Geist und ihre Ungezwungenheit, sondern ihre rückhaltlose Hingabe an die Kunst selbst, den Ernst ihrer Studien, ihr Talent, ihn in die Welt ihrer Ideale einzuführen. Es ist köstlich, wie die moderne Französin, die ganz aufgeht in den naturalistischen Anschauungen, den großen, ernsthaften Jungen auslacht, der ihr mit Voltaire und Georges Sand kommt. Das sind Götzen für sie, die längst im Staube liegen, obwohl sie ihm die Idealgestalten ihrer Dichtungen versinnlicht. Sie erklärt ihm aber, zur Liebe keine Zeit zu haben, ihr Leben sei ganz der Kunst geweiht und gehöre nicht ihr selbst. Aber dem Werben der echten, tiefen Liebe dieses Menschen, dem es so heiliger Ernst ist mit seiner Leidenschaft, und dem ein ihr bisher gänzlich unbekanntes Element männlicher Reinheit besondern Zauber verleiht, kann sie auf die Dauer nicht widerstehen. Heiraten mag sie ihn nicht, aber vierzehn Tage, in denen sie auf den Richterspruch der Bilderjury angstvoll wartet, will sie ihm angehören.

Auf dem sonnigen Hintergrund eines am Walde von Fontainebleau gelegnen Dorfes folgt nun eine Idylle, deren Schilderung von echter Dichterkraft durchglüht ist. Es ist, als sei Davids ganze bisherige Entwicklung nur Vorbereitung auf diesen Moment voller Entfaltung gewesen. Er hofft, ihre Liebe werde so ausdauernd ausreifen, wie die seine tief ist. Ihr aber ist von Anfang an klar, daß dies nur eine Episode in ihrem Leben bilden kann. In ihre Entzückungen züngeln schon die Vorboten kommenden Jammers hinein. Jäh geht das Glück zu Ende. Es duldet sie nicht länger in der Unthätigkeit. Sie entflieht vor Ablauf der ihm geschenkten Frist, um wieder ganz der Kunst zu leben. Er macht vergebliche Anstrengungen, sie aufzufinden, und entdeckt, daß seine Schwester, die er in einer Künstlerfamilie untergebracht, um in dem neu ihm aufgehenden Leben von ihrer Tyrannei unbehelligt zu bleiben, auch eigne, verkehrte Wege gegangen ist. Er findet sie wieder als Maitresse eines Bildhauers, dem sie als Modell zu einer Mänade gedient. Als er ihr Vorwürfe macht, schleudert sie ihm sein eignes Leben, das sie an ihm und damit an allem Guten irre gemacht, ins Gesicht. Fort von dem talentvollen, verkommenen Burschen will sie aber nicht, und er opfert sein und ihr kleines Vermögen, dessen Verheimlichung den Kindern gegenüber Onkel Ruben um seinen Seelenfrieden gebracht — damit der Bildhauer sie zu seiner legalen Frau mache.

Wie fein ist die Verschiedenheit der Geschwister hier wieder charakterisirt, die dasselbe thun, und doch ist es so gar nicht dasselbe! Lonie hat den Mann nicht einmal geliebt, an den sie sich verloren. Davids ganzes Herz und Leben ist in dieser Leidenschaft erwacht und gestorben. Das Paris der Bohême, das geniale leichtfertige Künstlertreiben hat ihn mit tiefem Grauen abgestoßen. Aber ohne Elise kann er nicht mehr leben. Erschöpft bis zum Tode vom Suchen und Bangen nach ihr findet ihn Ancrum, dem es angst geworden ist um den Freund, — die geladne Pistole zu seinen Füßen.

Wir sehen nun einen an Leib und Geist gebrochnen Menschen, verzehrt von ohnmächtigem Sehnen und Selbstvorwürfen. An das alte Leben kann er innerlich keine Anknüpfung mehr finden. Aber die Grundzüge seines Wesens, die sich in seinen puritanischen Vorfahren Generationen hindurch entwickelt haben, sind ethischer Natur. Sie werden die Sprossen der Leiter, an der er sich emporarbeitet. Die Liebe, das Verständnis für andre Menschen, in der die Eigenliebe mehr und mehr schwindet, tritt nun die Oberherrschaft an.

Erst jetzt wird er mit den großen englischen Denkern, mit Carlyle, mit Emerson bekannt. Aber die Leidenschaftlichkeit in ihrem Empfinden kann er noch nicht vertragen. Da lernt er Berkeley kennen, und in seinen Anschauungen erholt sich allmählich sein Wesen von den erlittenen Erschütterungen. Sein Wissensdurst aber wächst, je mehr Gebiete sich ihm erschließen. Das Verlangen, die Welt und ihre Gesetze zu verstehen, drängt ihn in das Gebiet der Naturwissenschaft, die er wieder mit der Philosophie zu einen trachtet. Ancrums Hinweis auf die grundlegenden Gedanken des Christentums findet noch keinen Wiederhall in ihm. Ancrums und Doras Weg kann nicht der seine werden. Dora, von der Hoffnung geleitet, daß Lucys Liebesleid sie für religiöse und namentlich hochkirchliche Einflüsse empfänglicher gemacht, und von dem Wunsche beseelt, auch David nach der Richtung hin beeinflußt zu sehen, macht ihm, wie sie Lucy halb versprochen hat, Mitteilung von ihrer Zuneigung zu ihm. Und der so schnöde Verlaßne, auf dem gefährlichen Punkt, wo halbe Genesung und neu erwachender Lebensmut sich berühren, wird von dem Wunsch erfaßt, in legaler Weise sein Haus zu bauen. Lucys Neigung thut ihm wohl, halb fühlt er sich ihr von früher her verpflichtet, halb folgt er dem Wunsche, einmal zur Ruhe zu kommen. Er macht sie zu seinem Weibe. Eigentlich zu ihrem eignen Erstaunen, was dieser Mann, den sie doch als hoch über ihr stehend empfindet, an ihr haben könne.

Wir werden nun in Davids häusliches Leben eingeführt. Seine äußern Verhältnisse sind gut und könnten glänzend sein, wenn er nicht seine sozialen Ideale im Leben zu verwirklichen suchte. Nach dem Vorbilde des „Maison Leclaire“ führt er in seinem Geschäft, das eine Buchhandlung, großen Verlag und Druckerei umfaßt, eine Arbeitergewinnbeteiligung ein, errichtet Handwerkerschulen und sucht die äußere Lage seiner Arbeiter in jeder Hinsicht zu heben. Sein Verlag für soziale, nationalökonomische und wissenschaftlich-theologische Bücher und Schriften hat ihm im Norden Englands einen Namen gemacht. Er ist eine angesehne Persönlichkeit der Stadt und seine Stimme ausschlaggebend in allen öffentlichen Fragen und Angelegenheiten.

In enger Berührung mit dem Leben der untern Klassen ist es ihm klar geworden, daß man zu ihrer wahrhaften Hebung anfangen müsse von innen nach außen bei ihnen zu wirken. So kommt er dazu, sich mit den religiösen Fragen näher zu beschäftigen, sie werden ihm zur heiligsten Angelegenheit des eignen Lebens, und sein Tagebuch giebt uns Aufschlüsse, wie inneres Bedürfen mit ernsten Studien auf die Entwicklung seiner Ideen einwirken und ihn zu eigner schriftstellerischer Thätigkeit auf diesem Gebiet führen. Seine Ehe ist eine der vielen Durchschnittsehen zwischen geistig und sittlich nicht ebenbürtigen Menschen. Lucy möchte hoch hinaus, mehr Dienstboten und Equipage scheint ihr das Begehrenswerteste im Leben. Sie zankt

und quängelt über seine großartigen Bestrebungen zum Wohle andrer, und er, der innerlich allein steht, trägt sie als der Stärkere in echter Ritterlichkeit mit Geduld. Der Sonnenschein in beider Leben ist ihr Sohn, der kleine Sandy, von dem eine Menge niedlicher Kindergeschichten erzählt werden, die aber so lose im Zusammenhang der Entwicklung der Erzählung stehen, daß sie nicht annähernd eine so durchsichtige Charakterzeichnung enthalten als die des kleinen David zu Anfang.

David und Lucy sind auf dem Herrensitz eines alten Gönners von David, Lord Driffield, eingeladen, einer vorzüglich gezeichneten Gestalt. Lucy läßt nicht nach mit Bitten, der Einladung zu folgen, und spielt eine klägliche Rolle in der aristokratischen Umgebung, in die sie sich lanciren wollte. Mrs. Ward entfaltet hier wieder ihr glänzendes Talent, mit wenigen Strichen die Menschen zu zeichnen und einen die Luft ihrer Anschauungen atmen zu lassen. David bewegt sich mit größter Leichtigkeit in dieser Umgebung. Die vornehme Geistlichkeit holt seine Meinung ein, er folgt mit Genuß den Erörterungen über allgemein menschliche, religiöse, wissenschaftliche und soziale Fragen, vertritt seinen den Leuten radikal erscheinenden Standpunkt mit Würde, und es berührt wohlthuend, wie sie durch Meinungsverschiedenheit sich nicht an dem Charakter ihres Gegners beirren lassen. Neben geflissentlicher Zurücksetzung erfährt Lucy zufällig noch Aeußerungen der vornehmen, geistig gebildeten Frauen, bei denen David feines Verständnis gerade für die Ideale und die Bestrebungen gefunden, die Lucy an ihm tadelt, woraus ihr klar wird, daß man David beklagt, an eine so untergeordnete Frau wie sie gefesselt zu sein. Ihr Kummer bricht los, aber so gewaltig, daß er ihre kleinlichen ehrgeizigen Pläne und auf Aeußerlichkeiten ausschließlich gerichteten Wünsche mit fortschwemmt, und das sieghafte Gefühl, das sich dann durchringt — daß dieser Mann, dessen eigentlicher Wert anfängt ihr aufzugehen, ihr doch ganz zu eigen gehöre —, läutert ihre selbstische Liebe. Dazu kommt eine Aussprache, die sie mit David hat über seine Vergangenheit, veranlaßt durch leidenschaftlich boshafte Anspielungen Lonies, die plötzlich in Manchester erschien, um mehr Geld noch zu erpressen — und Lucys Verständnis für die Hoheit seiner Natur wird verschärft. Daran schließt sich eine Aussprache über seine religiösen Ueberzeugungen, und als beide das Gefühl haben, daß ihre Ehe jetzt eigentlich erst beginne, auf neuer Grundlage, zeigt sich bei Lucy eine unheilbare Krankheit, die sie nach schweren Leiden dahinrafft.

Mit diesem Schicksalsschlag nicht genug, muß David auch noch ein furchtbares Ende seiner Schwester erleben. Mit einer nie ermüdenden Geduld hat er ihre maßlosen Ansprüche erfüllt und bis zuletzt gehofft, ihre lieblose Natur durch Liebe zu überwinden. Aber alle Versuche sind gescheitert. Nie hat sie wärmer für einen Menschen empfunden, und nie, ach! dauernde, wahre Zuneigung zu erwecken vermocht. Nur zu Kindern trat von jeher eine instinktive, beinah wilde Liebe bei ihr hervor. Aehnlich wie eine Tigerin ihre Jungen bald durch Liebkosungen, bald durch Grausamkeiten erstickt, mißhandelt sie ihr eignes kleines Mädchen, bis es der Tod erlöst. Ihre Neigung zu Pomp und Prachtentfaltung hat sie längst der katholischen Kirche zugeführt, und diese war auch allein imstande, sie vor sittlichen Ausschreitungen zu hüten. Mrs. Ward wird der Klugheit und seelsorgerischen Weisheit der römischen Kirche und ihrer Vertreter in lebendigen Schilderungen vollauf gerecht. Da erwacht in Lonie wirkliche Liebe zu einem jungen Maler, und die elementare Wildheit ihrer ungezügelten Natur durchbricht alle Schranken. Aber als er sie, die ihrem Manne entflohen, verläßt, — David ist herübergekommen, sie zu retten und zu sich zu holen — überkommt sie derselbe unwiderstehliche Impuls, der auch ihre Mutter erfaßt hat, und treibt sie in den Tod.

David ist durch all diese Erlebnisse schwer getroffen, doch nicht gebrochen. Aber die Schwungkraft seiner Energie arbeitet nicht mehr wie sonst. Er lehnt es ab, ins Parlament zu treten. Neues mag er nicht mehr beginnen. Er bleibt in dem Kreise, den er sich selbst geschaffen. So gleicht er einem fleißigen Pionier, der im stillen mitbaut an den sozialen und religiösen Grundlagen einer neuen Zeit. C B

Verschiedenes

(Aus Württemberg. Der Fall Schrempf) Durch eine Anzahl norddeutscher Zeitungen (wenn ich recht weiß, sind es die Vossische Zeitung, Reichsbote, Germania, Vorwärts, Das Volk) ist jüngst die Nachricht gegangen, Pfarrer Schrempf von Leuzendorf sei nun abgesetzt worden. Daran haben sich die üblichen plumpen Urteile geknüpft, einerseits über die Unduldsamkeit der kirchlichen Behörde, andrerseits über den Unglauben des Pfarrers, der mit Fug und Recht abgesetzt sei. Dem entgegen haben wir zu berichten, daß die Sache noch keineswegs entschieden ist. Wie man hört, liegt sie derzeit vor dem Geheimen Rat als der höchsten Instanz. Es liegt also noch keinerlei Grund vor, über Intoleranz der Behörde zu schelten. Andrerseits mag es aber auch am Platze sein, das Gerede vom „Unglauben" des Pfarrers Schrempf ein wenig zu beleuchten, indem wir über den ganzen Hergang etliche Einzelheiten beifügen in Ergänzung einer kurzen Notiz, die die Chronik der Christlichen Welt schon voriges Jahr gebracht hat.

Schrempf ist aus streng pietistischen Kreisen hervorgegangen; in seiner Studienzeit kam er besonders unter den Einfluß der Kantischen Philosophie; dann haben noch die Gedankengänge Kierkegaards großen Einfluß auf sein religiöses Denken gewonnen. Lange bevor von einer amtlichen Anstellung auch nur die Rede war, fühlte sich Schrempf gedrungen, leitenden Männern unsrer Landeskirche seinen Standpunkt darzulegen, erhielt aber nur beruhigende Erklärungen, wie sie unter den obwaltenden Umständen völlig berechtigt waren. 1886 trat Schrempf sein Pfarramt in Leuzendorf an; in vielen Beziehungen gewährte es ihm hohe Befriedigung, aber das Gefühl der Differenz, worin seine Anschauungen zu denen der Gemeinde standen, empfand er immer drückender; besondre Not bereitete ihm stets das Vorlesen des apostolischen Bekenntnisses bei der Taufe; er rang innerlich ein Jahr um das andre; aber schließlich glaubte er dem Gewissensdrang, der auf einen entscheidenden Schritt hinwies, nicht mehr widerstehen zu können. Und er that diesen Schritt, indem er bei der nächsten Taufe wohl eines unsrer amtlichen Formulare vortrug, das Apostolikum aber wegließ und an die Paten die einfache Frage richtete: „Wollt ihr, daß dieses Kind auf unsern Herrn Jesum Christum getauft und im Glauben an ihn erzogen werde?" Die Taufe selbst vollzog er mit der üblichen trinitarischen Formel, deren neutestamentlichen Sinn er voll und ganz annimmt. Schrempf selbst machte dem Dekanatamt sofort Mitteilung mit der Erklärung, daß er es künftig bei Taufen stets so zu halten gedenke. Die Nächstbeteiligten fanden an dieser Art Taufe keinerlei Arg. Erst etliche Wochen später drangen allerlei Gerüchte in in die Gemeinde, und Schrempf hielt es für angezeigt, von der Kanzel aus der Gemeinde eine Erklärung zu geben, in der dem Ernst der Sache angemeßnen Weise seine Stellung z. B. zu Artikel 3, 6 (Himmelfahrt) und 11 (Auferstehung des Leibes) darzulegen und nachzuweisen, wie ihm Jesus darum doch der Herr sei und das ewige Leben die höchste Wirklichkeit. Sofort nach dem Gottesdienst trat der Kirchen-Gemeindrat zusammen und richtete an Schrempf die Bitte, fortan ntcht mehr zu predigen. Eine entsprechende Erklärung ging von seiten desselben Kollegiums an das Königliche Konsistorium ab, das nach etwa zehn Tagen die Suspension verfügte und einen Amtsverweser sandte.

Wir enthalten uns, auf die Sache des weitern einzugehen; sie ist seitdem verlaufen in einer Reihe von schriftlichen Erklärungen seitens des Suspendirten und von Bescheiden seitens des Konsistoriums, — Dinge, die sich öffentlicher Kenntnisnahme vorerst noch entziehen; es lag uns daran, hier nur das zu geben, was als sicher gilt im Kreise derer, die sich für die Angelegenheit interessiren. Im übrigen hört man, daß Dekan und Generalsuperintendent in mündlicher Verhandlung den eigentümlichen, in der ganzen Zeitlage begründeten Schwierigkeiten alle Rechnung getragen haben; an dem tief sittlichen Ernst, mit dem Schrempf in die Bewegung eingetreten ist, kann niemand zweifeln, der den Mann kennt; auch die Oberkirchenbehörde soll diese Anerkennung ausdrücklich ausgesprochen haben. Wer den Standpunkt Schrempfs näher kennen zu lernen wünscht, möge folgende Arbeiten von ihm lesen: 1. „Die christliche Weltanschauung und Kants sittlicher Glaube," Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891; 2. „Sören Kierkegaards Stellung zu Bibel und Dogma," in Gottschicks Zeitschrift für Theologie und Kirche, erster Jahrgang, drittes Heft.*) C S

(Eine lebendige Gemeinde) In unsern Tagen wird viel von dem Gemeindeideal geredet und geschrieben. Es dürfte von Interesse sein, eine Gemeinde kennen zu lernen, die in eigenartigen Verhältnissen dieses Gemeindeideal, soweit es möglich ist, verwirklicht hat. Es ist die Kurortgemeinde zu Cannes in Südfrankreich. Sie hat den großen Vorzug (andre nennen es einen Nachteil), daß sie ganz selbständig ist, nicht wie die meisten andern Kurortgemeinden von einem auswärtigen Oberkirchenrat, Konsistorium oder Vereine abhängig. Obwohl sie aus einander widerstrebenden Elementen besteht, Fürstlichkeiten und andern Badegästen, Hotelbesitzern und Erzieherinnen, sowie der ganzen Schar deutscher Kellner und Dienstboten, so ist es doch gelungen, diese Gemeinde zu einem Ganzen zu vereinigen. Die kirchliche Gemeinschaft ist das zusammenhaltende Band. Es ist nicht zu leugnen, daß hier die kirchliche Gemeinschaft durch sprachliche und nationale Zusammengehörigkeit in fremder Umgebung getragen wird, aber diese Einheit ist bei weitem nicht in allen Kurgemeinden vorhanden. Das Schwergewicht liegt außer

*) Auch in unsrer Zeitschrift findet sich ein Aufsatz von ihm: Die christliche Liebe nach Sören Kierkegard; vergl. Nr. 27—30 des vorigen Jahrgangs.

in der treuen seelsorgerlichen Thätigkeit des Geistlichen in der Selbstthätigkeit der Gemeindeglieder. Die „Geschichte der evangelischen Gemeinde deutscher Zunge in Cannes“ giebt das Gerippe, ein lebendiges Bild kann freilich nur durch eigne Anschauung gewonnen werden.

Die Thätigkeiten, die anderwärts zumeist in den Händen der innern Mission liegen oder doch von ihr angeregt sind, werden hier von der Gemeinde ausgeübt. Insbesondre ist die Verteilung christlicher Zeitschriften und Predigten, die möglichst jeden Sonntagslosen zu erreichen sucht, sowie die Verleihung geeigneter Bücher eine Gemeindeangelegenheit. Der Pfarrer ist Vorsitzender des deutschen Hilfsvereins, der den stellenlosen Kellnern und Handwerkern und angeblichen Kaufleuten, die alljährlich die Riviera abgrasen, Kost, Logis, auch Reisefahrkarten giebt. Die evangelische Mägdeherberge ist zwar, weil international, als solche nicht reine Gemeindesache, wird aber von der Gemeinde aufs wärmste gefördert und von einem Mitgliede des Kirchenvorstandes geleitet.

Ein reicher Kirchenbesuch und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ist die Antwort auf die Bestrebungen.

Es sei gestattet, auch auf die letztveröffentlichten Predigten des Pfarrers Schmidt in Cannes hinzuweisen: „Die Gleichnisse Jesu im Evangelium des Lukas ausgelegt mit Rücksicht auf die sozialen Aufgaben der Gegenwart.“ Basel, Reich. Sie verbinden in wohlthuender Weise persönliche Innigkeit und christliche Reife mit theologischer Durchbildung. Es ist bezeichnend, daß auch so fern vom Vaterlande die Predigt in einer lebendigen Gemeinde nicht an den großen sozialen Aufgaben der Gegenwart vorbeigehen kann. Die Predigt vor den reichen Badegästen wird aus innerer Notwendigkeit häufig zur Bußpredigt, die die Selbstsucht der besitzenden Klassen straft als die Ursache des Arbeitertraumes von einem neuen Reiche der Selbstsucht. Je reger aber das Gemeindeleben ist, um so mehr kann auch die göttliche Liebe, von der die Heilung erwartet wird, nicht nur in allgemeinen Ausdrücken gepriesen, sondern in ihren konkreten Erweisungen aufgezeigt werden.

Als weiterer Beweis dafür, wie die Arbeit in einer solchen Gemeinde dazu zwingt, den Nöten der einzelnen Stände seelsorgerlich nachzugehen, sei das treffliche Schriften desselben Verfassers über „Kellners Weh und Wohl (Basel, Reich)“ genannt.

Die Mission hat die heimischen Kirchen manches gelehrt, vielleicht kann dies auch eine ferne Kurgemeinde thun. J N

(Arzt und Seelsorger) Vor uns liegen zwei Schriftchen, eines von ärztlicher, das andre von geistlicher Seite, die auf einem schwierigen Gebiete für gemeinsame Thätigkeit des Geistlichen und des Arztes eintreten. Beide bringen nichts wesentlich Neues, sondern dienen der Praxis. Dr. med. Römer macht es sich in seinem Schriftchen „Psychiatrie und Seelsorge (Berlin, Reuther 80 Pfge.) zur Aufgabe, für den Seelsorger den Zwischenzustand zu beleuchten, der zwischen normalem geistigem Leben und geistiger Störung in der Mitte liegt. Er bezeichnet ihn mit dem neuerdings üblich gewordnen Ausdrucke „psychopathische Minderwertigkeit.“ Dem Seelsorger tritt dieser Zustand zumeist in der Form von geistlichen Anfechtungen entgegen. Auch für den Juristen und Lehrer dürfte das Heftchen, das zugleich flüchtig über die Haupterscheinungen geistiger Erkrankung orientirt, nicht ohne Interesse sein. Hat doch heute jeder Gebildete das Recht und fast die Pflicht, „nervös“ zu sein. Der Wert der Ausführungen liegt einerseits darin, daß eine genauere Einsicht in dieses Gebiet ein gerechteres Urteil über mancherlei störende Eigentümlichkeiten andrer Menschen ermöglicht und dadurch Fingerzeige für ihre Behandlung giebt, andrerseits die Wichtigkeit der Erziehung und Selbstzucht sowie der Berufsarbeit und des Christentums unter dem Gesichtspunkte der Förderung der geistigen Gesundheit begründet. Hinweise auf das Geistesleben Robertsons und Tholucks beleben die Darstellung. Es ist Verständnis für die Aufgabe des Seelsorgers vorhanden.

Dem Arzte kommt der im Gebiet der Irrenseelsorge erfahrne Geistliche entgegen. Pfarrer Herolds sachkundiger Vertrag über „die seelsorgerliche Behandlung der Geisteskranken“ (Nürnberg, Raw; 50 Pfge.) stellt es als Pflicht des Geistlichen auf, über das Wesen der Geisteskrankheit die richtigen Anschauungen verbreiten zu helfen, die Beförderung der Kranken in eine Anstalt zu beschleunigen und die Handlungen der Geistesgestörten nicht unter dem Gesichtspunkte des Sittengesetzes, sondern unter dem Gesichtspunkte der Krankheit zu beurteilen. Sehr einfache und doch oft nicht genug befolgte Wahrheiten! Gestützt auf die Aussprüche erfahrner Irrenärzte weist der Verfasser ferner nach, wie wichtig bei vielen Geisteskranken die Seelsorge ist.

„Die Praxis führt oft zusammen, was die Theorie oft von einander getrennt hat.“ J N

(Die Diätetik des Geistes) von Dr. Friedrich Scholz, Direktor der Kranken- und Irrenanstalt in Bremen, (Leipzig, Mayer), ist in zweiter Auflage erschienen. Es ist eine wahre Erquickung, dieses Buch zu lesen. Der Verfasser redet mit der vollen Kenntnis eines Fachmannes und doch ohne die Beschränktheit eines solchen. Mag er die Zivilisation mit ihrer Umwandlung der Muskelarbeit in Gehirnarbeit für die Vermehrung der Nerven- und Geisteskrankheiten verantwortlich machen oder die Vererbung geistiger Fähigkeiten und persönlicher Eigenart in überraschendem Maße und die daraus folgenden Konsequenzen (z. B. bei der Verehelichung) ziehen, mag er den Gegensatz zwischen angebornem und erworbnem Charakter verfolgen oder auf die alte Streitfrage der Zurechnungsfähigkeit nervös kranker Menschen zu sprechen kommen, mag er von der Schulfrage oder von der fortschreitenden Verflachung in den mittlern Lebensschichten, von langweiliger Gelehrtheit oder oberflächlicher Schwatzhaftigkeit in seiner frischen, anschaulichen Sprache reden, überall sind fördernde Ideen, wenn man auch im einzelnen bisweilen ein Fragezeichen

zu machen geneigt ist. Auch dem Denker wird für die Lichtung des alten Problems, wie Notwendigkeit und Freiheit in der Menschenbrust miteinander kämpfen, wertvolles Material in Lebensfrische dargeboten, wie es wohl kein andrer so geben kann als der denkende Irrenarzt, wenn ihm über der Fachwissenschaft nicht das Verständnis für die höhern Ziele des Menschenlebens verloren gegangen ist.

Was aber zu einer besondern Empfehlung dieses Buches in der Christlichen Welt berechtigt, ist der Geist, der es durchweht. Hier redet ein Mann, der das wirkliche Leben auch von der Nachtseite her kennt und sich doch Gemüt und Herz für das Ideale jung erhalten hat. Nichts ist hier von der müden gealterten Art, die uns so oft bei den geringern Vertretern der exakten Wissenschaften entgegentritt. Es spricht ein Arzt, der Ehrfurcht vor dem Ewigen hat und das irdische Leben im Lichte der Ewigkeit anzuschauen lehrt. Nicht als ob er die kirchliche Sprache redete, ein theologischer Standpunkt leuchtet nirgends hervor, aber sein durchaus modernes Bewußtsein ist durchdrungen von christlichen Gedanken, die er — bewußt oder unbewußt — in seine „weltliche“ Wissenschaft hineingetragen und verarbeitet hat. Er will auch die in der Berufsarbeit stehenden Männer mahnen, nicht als Sklaven ihres Berufs, sondern „in der Freiheit der Kinder Gottes zu arbeiten“ und „nicht nur für sich, sondern für alle das Himmelreich erwerben zu helfen.“

Da er so in seinem ganzen Denken auf dem Boden der Reformation fußt, erscheint es um so auffallender, daß er bei einer kurzen Besprechung der Geschichte der Erziehung die Bedeutung der Reformation für die Gestaltung des gegenwärtigen Geisteslebens nicht in ihrer Tiefe zu würdigen weiß. J N

(Die „Marksteine, Geschichte des Rauhen Hauses“) führen uns vom ersten Einzuge Johann Hinrich Wicherns in das alte Gärtnerhaus zu Horn bei Hamburg im Jahre 1833 bis in die Arbeit des Jahres 1891. Einer Empfehlung bedarf das Büchlein für die vielen „Kinder, Brüder und Freunde“ des Rauhen Hauses nicht. J N

Quittung

Für die notleidenden Deutschen in Rußland: 46 Mk. aus der Gemeinde Westerland-Sylt; 3 ebendaher; 10 von W K, Lippstadt; 2 von W O, ebenda; 6 von B in C.

Herzlichen Dank! D. H.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 23 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Lina Vogel
Paul Cremer, Pastor,
Verlobte.
Pfarrhaus Sysabbel bei Schauby auf Alsen.
Alsterdorfer Anstalten bei Hamburg.

Vom **Kirchlichen Handlexikon**, begründet von Sup. **Dr. Meusel**, fortgeführt von **P. Haack u. P. Lehmann**, erschien soeben Lfg. 34: Leo II. — Lope de Vega.
Leipzig. **Justus Naumann.**

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in 1/10-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Soeben ist erschienen:

Aus dänischer Zeit
Bilder und Skizzen
von
Charlotte Niese
Preis zierlich gebunden 3 Mark
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig